LD 7863
3

Ausgewählte
Novellen
und
Dichtungen
von
Heinrich Zschokke.

Dritter Theil.

Hermingarda. — Der Eros, oder über die Liebe. — Agathokles, Tyrann von Syrakus.

Vierte vollständige Original-Auflage.

Aarau 1839.
Im Verlag von H. R. Sauerländer.
Frankfurt a. Main.
Johann David Sauerländer.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Der Bruderzwist *).

— — — — — — — — — — — — —

— — auf den Berg um. Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher, wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus, wie ein Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen, und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schließe mir dein Herz auf.“

*) An der Handschrift fehlten ganz im Anfang derselben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Nässe oder Staub beschädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gefügten Kapitelüberschriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüsten Lebensweise jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattseiten stand immer die Zahl des Jahres, in der sich die Geschichte zutrug. Die erste Jahrszahl ist 1589.

Da sprang er jäh vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen in's Antlitz, als wollte er mich verzehren.

„Was säumest du? frisch auf und sprich!“ sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkoren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen.“

„Oho!“ rief ich: „sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre es, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht fürder nachgehe. Auch ist es mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen.“

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Graf Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: „Mein Sohn, sie ist die Deine, und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wirb um des Fräuleins Gunst.“

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer, und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da

fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals. Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen, aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Grafen Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: „was ist dem Herrn begegnet? entbrannte mein Herz, und es befiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Antheil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig, und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte

scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allezeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder anderes Sinnes sei!“

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen erwiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil.“

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinne wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige vor der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abenteuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen

sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Mur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an dem Gebirge die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurückkam; und ich erschrack höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?“ Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht,“ sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin.“ Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Grafen Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben.“

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe.

Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ich's verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, mich unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ich's ihm selbst bei erstem Anlaß sagen.

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küssen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und ließen uns finden. Eine Trennung war beweglicher als die andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!“

Ein anderer, als er, hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ich's hin.

Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein

vor einem großen Buch und las. Als ich hineintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahre in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen.“

„Gnädiger Herr, je eher je lieber!“ rief ich, und war außer mir vor Freuden; denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und wußte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er noch freundlicher, und nahm meine Hand, sagend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen; und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Es muß alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel

liegt. Vertraue ihn aber niemandem anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause.«

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht so nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus familiaris gehört habe?

Ich erwiederte: »Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Säckel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß.«

»Dem ist also!« sagte der Graf. »Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther einst mein Oheim Veit von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln noch das Gift der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserliche Majestät das Wappen seiner getreuer Welzer geziert.«

Da konnte ich mich nicht überwinden, zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: „Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brucke sprengte. Als er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters.“

Noch vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grota dem Grafen Ulrich verlobt. Es waren Fremde zugegen,

und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir schieden spät Nachts auseinander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Graf Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Graf Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden: denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von Allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte dem Graf Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu

meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14. Juni 1589 reisete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde, wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen, und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhte ich einige Tage aus, denn die Rosse hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mich seine Gärten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervorsprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die mit himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgard, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden,

der mich einlud, einem Konzerte seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Kostnitzer-See's, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des See's zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde eführt würden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gaule, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Kostnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Widerschein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Kostnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammt. Mochte es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft an's Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler ge-

boren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen wurden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Gärten und Bergen schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht auf einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und der See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mir's gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir nahe beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten, versinken zu müssen. Selbst die drei Schiffleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagte zu mir in italienischer Sprache: es dünke ihm in einer Wiege geschaukelt zu werden. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir mit seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an-

„Herr Hauptmann,“ sprach ich, „seid Ihr Eures Lebens so gesichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?“ Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeußersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie ein Floß, und wir fahren sicher d'raufhin.“

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen sein Rosenkränzchen gezogen hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir Uebrigen stießen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern und warf ihn in's Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn sammt seinem Mantel in's Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenplatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr kein Zutrauen habt, so bringe ich Euch an's Land!“ sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel an's Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: „Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.“

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg herab ein eilender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schifflein sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und unsere nassen Kleider trockneten an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

Weg durch Graubünden nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir heraufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigungen um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: „Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!“

Hart hinter dem Städtlein ging's durch einen hohlen Bergweg hinauf in's hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien in's deutsche Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem freundlichen Thal. Von dannen kamen wir an einem schönen See entlang durch eine finstere enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podosta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite mit über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehalten in Brescia an.

Gott der Herr hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ist's umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben billige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; denn die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig so lange er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe seines Gleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenn's nicht Noth ist, der Italiener ränkesüchtig: wie mögen die drei zusammentreffen?

Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünschte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele dalag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obsorge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Grafen Bevilacqua hatte.

Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäßchen ist unsicher

wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Graf Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorge wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschließen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Meistern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten veronesischen Geschlechtern eingeladen; desgleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Werkzeug den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth ward voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Vertrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche an Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Ge-

benedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stüke zeigen wollten, schien mir Alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich zum Kämmerer gewandt: „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden über den Sternen.“

Der Kämmerer erwiederte: „Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclavani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber gar nicht im Ansehen.“

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen, schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib, aber von Göttlichkeit durchströmt; Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

Der Spanier.

Von nun an schien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nacht kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Sclavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, und als ich es öffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das alerähnlichste getroffen. Ich war erstarrt von Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Gemälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuthes, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet,“ sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über Alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich, im Kriege aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!“

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschließen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber lies sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten solle.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete Nein, wolle aber auf mein Verlangen Erkundigung um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings,“ sagte er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hundert Jahre alt, und besaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen,

und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an und tödtete es. In demselben Augenblicke ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen.«

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und Viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum besitze. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft halte. »Es gibt zwar,« sagte er, »gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstbarkeit zwingen.«

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano, in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August

vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich an der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich aus Vorsicht dem Thorhaimer, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben, und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich

befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärm machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß Jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend einer habe mir einen Possen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da war es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und

sagte: „O Gott! seid Ihr es?“ Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden.“ Und sie war in der That nur leicht und nachlässig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahn; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und verwandt mit den Welzern von Kärnthen. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie, von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäfte aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu verhüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmuthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen.“ — Und

also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände von gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei? — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden?“ — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche.“ Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet ihr unglücklich. Ich bin verrathen.

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!“ schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt

haben!" — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: "Was wollet Ihr von mir? Ich bin hierher beschieden, und seid Ihr Meuchelmörder, so bekommet Ihr mein Leben nicht umsonst." — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch däuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: "Ihr seid frei, Herr." Und einige der Meuchelmörder sprachen: "Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn euch das Leben theuer ist."

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: "Ihr seid ein wackerer Mann." — Ich antwortete: "Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht." — Sie antwortete: "Unschuldig."

Die Magd ließ sich wiedersehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tag erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir sumsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Darum nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclafani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblicke fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Geprassel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Knie wankten. Aber nun ward alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glücklichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draußen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draußen steht!“ — Die Thür ging

auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir im gleichen Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr?“

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken,“ sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?“

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einigemale stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?“

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn.“

„Wenn Ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist.“

„Wer hat ihn? Wie kauft man solches Gut?“

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?“

„Wenn's vonnöthen ist.“

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch Niemand geben als der Feuergeist.“

„Wer ist der Feuergeist?“

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.

„Wie lang muß ich dem Feuergeist dienen?“

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?“

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind.“

Er sprach darauf Vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: „Da Ihr, Herr Alfonso,

mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?«

»An guten Zeichen, die er Euch gibt.«

»So fordere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.«

»Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr des noch nicht zufrieden?«

»Lasset Ihr es bei dem bewenden?«

»Nein, Bastiano, noch eins! Ihr sollet ein anderes haben.« Dann ging er zum Tisch, löschte die Kerzen aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längst Verwesten. »Gut!« sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

»Hier habt Ihr ein Zeichen!« sprach Piccolomini zu mir: »Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghisilieri will Euch übel, weil seine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.«

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

»Was habe ich mit den Venetianern?« rief ich.

»Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Eurer Gefahr im Gebirg von Tirano nach Brescia.«

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclafani's. — Er nahm das Bild und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebet mir noch ein Zeichen!“ rief ich und trat vor ihn.

„Es sei!“

„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?“

„Warum sollte ich nicht? Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. — Dann fragte er: wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.“

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?“

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?“

„Reiset morgen gen Peschiera,“ sagte Piccolomini, „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweiget jedermann. Gute Nacht!“

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimer gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhaimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. — Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache. Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der älteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen.“

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit.“

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen. Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äußerte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen der Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vor-

überging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterstück der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges anzuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise zu mir: „Betrachtet die Liebe!“ Damit führte er mich hart vor die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich da stand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch,“ sagte Piccolomini, „Ihr solltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten.“

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen, und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal um das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!“ Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tische nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will die Bildsäulen

mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unversehrt wieder vor Euch stehen.« — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: »Was beginnet Ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thuet Ihr mehr, als das.«

Er lächelte, und sagte dann: »Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast.« Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die Andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer, entschuldigten sie sich vielmals, uns verlassen zu haben, und schalten auf den unverständigen Diener.

Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den auserlesensten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Lust des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweggeben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor Allen verbergen und nur der Himmlischen allein gedenken mögen. Da schmälte Don Andreazzi und ließ vier andere

Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Frost, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden von jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht!" — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt

um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, sondern sah gleich einem Blinden gleichgültig über alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Holdseligkeit und süße Betrübniß in den Geberden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal so nahe zu betrachten; doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebietenden Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen der Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden,

also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äußerte ich, wie billig, meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters ward kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem verheißen, wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera.

Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und mir die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anderes, als es sei alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris

erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen.“

„War also doch kein Traum noch Blendwerk, was ich erfahren?“ rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt.“

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?“

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?“

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet Eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müsset Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird.“

Ich erschrack und sprach: „So viel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten.“ Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem Hause abzuholen. Alles andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Deutschland zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinausgehen in's

Feld, und Euch als ein tapferer Kavalier im Krieg herumtummeln, und lustiges Leben führen zwischen Leid und Freud.“

Darauf versprach ich ihm, nach Haus zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldeten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir alles mit einander; darauf schied er von mir, und wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimer nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht Alles verloren sein solle.

In Verona hatte niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer als der Welsche. Doch hütete ich mich wohl vor der Donna Mathilde, des Ghisilieri Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahreszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab; jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg

durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

Ein Mord.

Am siebenundzwanzigsten Tag des April hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen großen Brief mit Wechseln und Anweisungen, Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchungen hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Thorhaimern, und gab ihm Befehl, alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war außer mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghisilieri ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand

bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meister Sclafani fast ähnlich worden. Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog meine Knie und küßte ehrerbietig die zarte Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient: denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten.“

„Ich scheide nicht mit Freuden,“ antwortete ich, „und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Angedenken empfehle.“

Sie hob mich auf und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluten, in denen die Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet.“

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mir mit der Scheere eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: „O könnte ich doch, wie das gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede von Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben.“ Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: Könnte ich nur sterben! — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: Geh, schöner Verräther, und brich mir das Herz.

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafani's Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, daß das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisilieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

„Ungeheuer!“ schrie ihm Donna Mathilde entgegen, „willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor.“

„Ha, Vermaledeite,“ schrie Don Ghisilieri, „fehlt die Kugel, trifft ihn das Eisen.“ Damit hatte er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezücktem Degen entgegen, und rief: Don Ghisilieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich schwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme Valet zu sagen, und werde Verona nicht wieder sehen. Donna Mathilde ist die edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder.“

Da er aber immerfort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht, was er that, und lief blindlings in meinen

Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hilfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herren auf und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen.“

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; andere knieten auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach und wollte es wehren, daß man mich nicht bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfing, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen, und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund *).

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghisilieri sei nach einer halben Stunde Todes verblichen, und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

---

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug abstechen.

Der Tag zu Peschiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch verhieß er mir, daß wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghisilieri meine Hinrichtung verlangen müsse.

Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghisilieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimern, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schließen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an den Hängschlössern vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußstapfen neben mir hin gehen: oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghisilieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen

das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach, er sei nie vor der Thür gewesen und niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leides in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Betrübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu leben. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghisilieri's

Leben nicht muthwilligerweis geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getös neben mir hören. Ich horchte, und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano her!“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das däuchte mir eine süße Musik; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings mit den Füßen voran durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin ein Gemach gewesen. Und ein starker Mann lüpfte einen viereckigten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlang er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich

auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil lösete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle: da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Mühe von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfing, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei, Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth gelöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Errettung danken?“ Er aber winkte mir bloß mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erstemal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen, wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eil, bis wir

ein Wäldlein von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch deshalb eine Strecke Weges zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sah ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nur zur weitern Reise an.“

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist

geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte er habe nichts zu verkaufen; er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth herein kam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast.“ So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghisilieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohlgethan, Thorhaimer!“

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer

Mensch zu sein. Es war aber ein grünes Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Resteln, und ein Biretlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß alles überstandene Ungemach. O güldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tage setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appeninischen Gebirg entgegen, und hielt uns niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tages blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen lassen. Ich hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wollte mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe eingefallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthüre gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hinein ließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wünschen unterrichtet," sagte der Waldbruder zu mir, „und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst, und kommet wieder, wenn ihr die Glocke läuten höret."

Ich that auch, wie er mich geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll, welches weder mit eines Menschen noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Gegen diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die Beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Fläschchen hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte

und der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ich's nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprüfen, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die Beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten am Wamms gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und drei Mal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwert, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich Beide, und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klause, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen, auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen, und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein aber war ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren, und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat wehthun können,

und alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerts, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen mögen, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinods verlustig ginge durch eigene Fahrläßigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich unverzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tirannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen, und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stämmen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwert in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt, und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde.

Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heim ziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mir Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübd zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun in Frieden! Gedenket meines Wortes: es wird Euch wohl gehen, sofern ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten.“

Darauf verabschiedete uns der Greis; wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs sagte mir Don Alfonso: man behaupte, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechszig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier wohl anstehe, der die Mönche nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erloschen und alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte, wir wollen jetzt nach Monte-Marciano in's Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Bannisirten zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmanns, Don Aldovrandi, ein,

der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten uud vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bolognesischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete. Der Papst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfennig, wenn ich in's Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichen Angesichtes nnd verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts beikam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Zuniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verließen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen geholt hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren,

daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Pierconto de Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthalts in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir in's Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da, wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt.“ Ich kleidete mich schnell an, und eilte mit Alfonso und Thorhaimer, ohne dem Herrn Aldovrandi Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pförtlein der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir in's Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und ließen die Pferde verschnaufen. So kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reutern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!“

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwert gegen die Kapelle ritten, wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Wald vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man stutzig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn fegen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar an Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unserigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Fersengeld. Drei Reuter von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich hieb dem Vordern über das Gesicht, worauf die beiden andern den Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte Alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unserigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran, aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don

Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städlein Forli. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesmäßig erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Graf Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Graf Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen; ich aber immer ein Wildfang gewesen vom Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte der Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grota lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Deß grämte ich mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

Wallfahrt nach Loreto.

Wie mich nun der Schneider mit allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona, am Meere gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und bin ich viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach einem Schiffe zu fragen, das nach Apulien segeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loreto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begier stand längst danach. Ich beschloß demnach zu dem heiligen Orte zu wallfahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrüh reisete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stunde betete ich mit lauter Stimme den Rosenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Land Galiläa hieher getragen, um es den Ungläubigen zu entreißen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, als ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen in rothem Gewande. Aber ich konnte den Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten viele hinter und neben mir.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine kniende Jungfrau laut auf: o Gott! also, daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Geberden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht däuchte mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend ward, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge, wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Sausen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben, und starb eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte, und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neubegierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen, draußen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthhaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nach-

denkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und sich niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruh. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der

Gebenedeiten, wie sie mir vor ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich Niemandem offenbart, was mir geschehen.

Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüthes, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Allergöttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselbe Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte, stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr suchet; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich still stehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz, und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrter weiblichen Geschlechtes dortigen Landes zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; aber dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und ich blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baume aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden, mit einer goldenen Kette daran, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen einen Beding.“

Als ich dies hörte, rief ich: „Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen, und mehr.“ — Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Geld zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgendes Tags zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen.

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona gekommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqna eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarstes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland heimwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereuete es sie, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz nnd betheuerte zum andern Mal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willen. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich also geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebenedeite wieder, wie sie vor ihrem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ich's nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.

Verkörperung des Geistigen.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth: „Don Bastiano, stehet auf; es geziemt Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf oder ich fliehe.“ So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden, so ganz außer mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich, blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anstatt der Heiligen nur ein sterbliches Weib gefunden, gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Euch übel wurde und Ihr ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaus trugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loreto aller Orten habt auskünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals.“

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht.

Darauf that sie die Frage: „Lasset wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?“

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet.“

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und sagte: „Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?“

„Das wisset Ihr am besten,“ gegenredete ich: „vor dem heiligen Hause, und nun hier, wo Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen.“

„Nirgends sonst?“ fragte sie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Liebreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge.“

Dann fragte sie: „Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleichet?“

Ich erwiederte ihr: „Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr.“

Da senkte sie das Haupt und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefaltenen Händen: „Entzieht mir Euere holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündiget, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmt mich in Euern Dienst. Verstoßet mich nicht!“ — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie mich erhörte und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch,“ sagte sie, „ich bin keine Heilige.“

„Oder wie soll ich Euch nennen?“

„Hermingarda di Solis.“

„Darf ich mich nicht Euerm Dienste weihn? O gewähret mir die Gnade!“

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten.“

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loreto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben.“

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht in's Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen.“

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?“ reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl.“ — Ich küßte kniend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte, und sah das Haus, in welches sie ging.

Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn

ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loreto zur Wallfahrt gekommen mit ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß sie hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hermingardens Herberg, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr seid ein müßiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gaffet. Was suchet Ihr?“

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gassen finden.“

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr seid; auch sehe ich mich schon seit Langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir.“

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen

die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen, und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereuete mich schier, das kecke Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Hermingarden.

Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer und sah mich lange schwei-

gend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?“

„Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!“

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?“

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen.“

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend.“

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verließe.“

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ich's nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß.“

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen. Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?“

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein.“

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?“

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!“

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Aber ich hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet

Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten.“

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen.“

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kindheit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenico vielen Aufwand machen, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mensch, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loreto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nachdem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Aber außer dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurückzugeben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber,“ fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht

vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch in Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben.“

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau, unweit Montefiascone am Bolsener-See, bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben, und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Gesicht zum erstenmal lächeln und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an, drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß.“

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Deß erschrack ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich

sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stifmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich.“

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mir mit Hermingardens Geberden zur Seite ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und den Rossen Futter zu geben, bewunderte jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde vor dem Lobe erröthete. — Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine.“ Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren, und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet,“ sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise: „Hermingarde! Hermingarde!“ Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken, und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen; daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst ward mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich alles für einen Traum.

„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?“ Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich.“ — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe! welche Seligkeit! — Des Eichwaldes bei Assissi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort.

Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: „Liebster Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und bin gar sehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wägelein für uns beide. Ich will im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter.“

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie in's Gebüsch zum Schatten gegen die heißen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder auf's Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang er mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewägelei zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Weg einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarde gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen; ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß, und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlornen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich heulend auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinals Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stiefschwester ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. Der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern fort und fort, denn die Welschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auf viel Ungemach.

Die Sängerin.

Ich war so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Rosse halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unserer Abreise von Rom bei einem Brünnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Rosse tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte, ich sei ein reicher Kavalier aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen würde, sintemal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle, zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Carlo Spinelli

nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vizekönig von Napoli gegen sie in's Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Colleferro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzer, und gab mir Stärkungen, also daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht so bald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Monteleone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläufigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich Theil an den Vergnügungen, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den Andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mochte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde. Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstaunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, und hätte mich ihr zu Füßen geworfen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loreto und seitdem so schnöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht; denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war vor Wuth und Verdruß außer mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese vom Tanz ermüdet sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die

Reihen, und war ganz Glut. Aber ich erschrack ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine Liebe empörten, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen Andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanz zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden?“ — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia.“

„Ich weiß es wohl! Und mir willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O daß du mich getäuscht und mein Herz zerrissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung meiner Schwüre hinter mir lassen.“

„Nein,“ sagte sie leise, „ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würde ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß uns niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch suchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr.“

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loreto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne, noch in ihren Kleidern einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: „Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten."

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, und eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie, beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch den Schlaf abbreche."

„O Hermingarde," sagte ich, „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich treulos nach Trevi hinabschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!"

„Ich Euch nach Trevi?" sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loreto an, bis wo sie

mich verlassen, alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen," sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Euerer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch lasset es dabei verbleiben, und verzeiht mir, daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzt habe. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben."

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet."

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht noch lieben könne?"

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet meiner, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, und Ihr zu dem Marchese de Lamentano zurückkommet."

Sie lachte von neuem, und ich ward ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht halten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, wie ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn gleich einer Heiligen habe ich sie verehrt, und nun sähe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?“ — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine so große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit Langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mich freudig empfing und mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz, und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem bewegt ward.

Mord und Flucht.

Jedoch schien vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, nicht sie habe, sondern ich selber mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie, und betete sie an. Ich nannte sie Ungeheuer und Schande ihres Geschlechts, und Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie fremd, als kenne sie mich nicht; aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein von Assissi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hassete ich mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen, und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts anderm Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise in's Ohr: „Wollet Ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten?“ Ich beschloß, es zu verneinen, und antwortete an dessen Statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ich's nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erstemal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde, oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ sagte ich, da ich zu ihr hinein trat. „Ich kann doch nicht anders, Treulose, als

Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Eure Scheinheiligkeit betrogen ward.“

Sie antwortete: „Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?“

Da wollte ich Nein sagen, aber Alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren Armen hangen. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marchese Lamentano errieth unser Einverständniß. Als ich einst aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezucktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Bei den ersten Stößen stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe jemand im Schlosse wach ward.

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo; denn ich gedachte an Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich keinen Werth, sintemal ich Hermingarde gefunden, ehe ich glaubte. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute ich doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mir sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt, habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und war zu nichts Besserem zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach folgendes Tages meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Hermingarde that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültiger geworden.

Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Getümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen wie im Haus Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischem Ansehen.

„Zum Teufel, Don Bastiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Kreuzstücken zerhauen!“ Also rief einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Batistello del Aratro.

Darauf begehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der vornehmste von allen sei, zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abenteuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer, und fragte: „Habt ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber, ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen, und hierher gekommen. Nun folget mir als ein tapferer Streiter in's Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich, das Schlößlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheiße ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden.“

„Herr,“ sprach ich, „sendet mich, wohin Ihr wollet; ich achte meines Lebens nicht, seit ich das Schönste auf Erden verloren.“

„Wie meinet Ihr das?“ fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?“

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe.“

„So sollet Ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil ihr ihm keine Speise reichet.“

„Wie soll ich ihn speisen?“

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne bloß; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch

andern Sold. Wisset Ihr, wie Euch Sclafani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist."

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris oder die Gunst meines Feuergeistes gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche." Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hause zu Loreto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich sie beim Hochzeitfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geäffet. Das ist aber auch wohl andern Männern widerfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewiß wie ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah."

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern."

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schlößlein ob Cicoli,“ rief einer der Kavaliere; „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Besatzung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber ließen sie wieder im Stich.“

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?“ sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er, mit sechs Reitern, bewaffnet des Wegs von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unserer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Kugel den Mario di Astano. Da stießen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die sechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Olgiato geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir behalten.“

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: „Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: „Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm.“

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal vor dem heiligen Hause in Loreto erschienen war, nämlich das

himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betrogen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durch's Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein Herz, und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füßen, umarmte meine Knie und rief: „Gottlob! daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommet mit nach Olgiato.“

Da ward mir zu Muthe, als wäre alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

Thorhaimers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimer, wo uns niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Umständlichkeit alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Wegs geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber niemand bei dem Handgemenge umgekommen; nur vier sind verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe sich wiederholt in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schaden gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube Jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die appeninischen Berge begeben, wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrubniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen und den Ruckweg nach Deutschland wählen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco de Sciarra gegeben; denn Marco hat ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht.

Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien

gegangen, wo man, im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Provinz hat es untersagt. Danach sei Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkoren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch ist Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider sie in's Feld geschickt, ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toscana den Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen auseinander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer

begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein ist schon einmal in Gewalt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schlößlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heer nahe stehen, hat er die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren.

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Colleferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben solle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie Don Lamentano's Tod vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrogen hatte.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Per-

son, und kein Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr! wo ist er? wann habet ihr ihn gesehen? lebt er noch?“

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loreto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei niemand, denn ich: darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herangesprengt kamen. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden, und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt, wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr

befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertüncht gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen eine weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgendes Tages weiter gegangen, bis man endlich gen Rom gekommen. — Hier sei sie tödtlich erkrankt, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt worden, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Deß sei sie wohl zufrieden gewesen: und ihm daher williglich gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie bezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini sei im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klaggeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Lucia in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurückkamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei von der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht berennt. Darauf ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reitern alsobald aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit in den Platz zu werfen, wenn er hindurch kann. Auch Pietrangelo, Tutio de Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.“

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tages in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich vor einem wunderbarlichen Getose, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme. Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch

zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie aus Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt ward aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand, und von dem Glanz ward alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubter Ohnmacht.

Wie ich wieder zur Kraft genas, und die Augen öffnete, war alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, was mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon schier mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satans bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber

meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes; auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegen Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren, Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursini mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolitanischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Zaum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köstlichem Zeuge starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reigerfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach: „Bastiano, Ihr sollet heute den Vortrab führen, auch der erste im Angriff sein; denn wir müssen die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unseres Heeres verloren, und die schöne Hermingarde di Solis dazu.“

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano, und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursini befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte, und Ercole di Pisa: sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reiterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen übrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reiterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weidlich herum, Alles in großer Ordnung durch einander: einer trachtete dem andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezucktem Schwert auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich gerannt, und ich

sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und will's allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther Piccolomini seid.“ Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwerte meinen Namen zwischen beide Ohren legen.“ Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reisige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feinde den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconte de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgendes Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute

eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherrr Camillo trug selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin, und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse.“

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Lucien baß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung und trachte nach Olgiato zu kommen.“ Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten, aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich vom Piccolomini, und nahm den Weg gen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum

Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über alles befragte, was Piccolomini mache, dann wurden wir weggeführt, und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihn, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

Hermingarde.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella, Tutio de Petralto, und die andern Häupter der Verbannten ließen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu halten.

Wie ich aber den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt; denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todthaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtet: „Er ist's!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an; dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset,“ fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr Eures Bruders Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennt uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagt man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?“

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht.“

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?“

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hieher. Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen! Daher das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit.“

„Wie kömmt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?“

„Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn Ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut, was ich gelitten habe! Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!“

„Seit Trevi bis heut?“ rief ich lachend: „und seitdem haben wir uns nicht gesehen?“

Sie entgegnete darauf: „O wohl, in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich.“

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und alles, was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loreto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra hinein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermingarde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loreto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Piccolomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr getreten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen.“ — Sie antwortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!“

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich zu ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärm jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen, und das Knallen der

Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat zwei Wunden davongetragen.

Die Verbannten aber kämpften, wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zu Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterließen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?“ — Er aber fluchte und verschwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen! Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden. Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich, sie zu finden, oder des Lebens quitt zu werden.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd unter einem alten Baum, und ich war an ihr vorüber gerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwert, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!“ Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug das römische Gesindel zurück, welches uns entgegen kam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!“

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich zucken, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.

Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner

gesammten Macht. Darum beschlossen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zu Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anderes sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese un-

stäte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubüßen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket wohl, was Ihr thut.“

Ich ward durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden, und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage, ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten.

Er meldete mir, wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercola Sfondrata, des Papstes Nepoten, zum Geschenk gegeben.

„Ei,“ sprach ich, „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?“

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papst verloren habe, wollen sie gegen mich laut werden, und trachten sie die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich das Fräulein Hermingarda di Solis ihm abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Partei des Pierconto geschlagen. Nun ist es darum, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen.“

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht sein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhangen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tutio de Petralta und Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk, sammt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Valva aufbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich ließe mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreißen lassen.“

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung.“

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber.“

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber er setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolomini's Munde war mir ein großes Aergerniß; denn ich sah gar wohl aus diesem und allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft alles hinzugeben. Darum erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und alles lieber denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich

die ganze Nacht ritt. Es ist aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagereise. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, sah ich großen Rauch aufsteigen von der Gegend. Und da ich hinkam, sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit niemanden, der mir Red und Antwort geben konnte.

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und gebehrdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß stehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauernhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgenden Tags, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllte ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich

eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf die Hand gestützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!“ Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!“ Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reißen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwert. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden, und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh, flieh, bevor man uns findet. Ich weiß ja nicht, ob Thorhaimer lebt.“

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte; wir wußten nicht wohin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und wir getrauten kaum zu reden. Ich erfreute mich aber meines Glücks. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reißend zu sein schien. Am Ufer stund eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie

ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regensturm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genösse. Ich aber trat vor die Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden könne.

Merkwürdiges Gespräch.

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!“ sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen.“

„Nach Rom will ich dich führen, göttliche Hermingarde,“ antwortete ich: „aber schon in Alcini sagte ich dir: alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweiflung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe.“

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene.

Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Hermingarde,“ sprach ich, „und meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis.“

Sie sprach: „Er ist ein gemeiner Abenteurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf.“ — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt.“

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?“

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen.“

Sie lächelte, als verstände sie nun alles. Ich aber verstand sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen.“

„Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen.

Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt? oder hast du ihm jemals geliehen?“

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst.“

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügest. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane.“

Diese Worte machten mich ernsthaft, und ich fragte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?“

Sie entgegnete: „Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an deinem Tische vorüber wandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?“

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: „Hermingarde, was sprichst du? Bist du selbst es gewesen?“

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu ergötzen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre mich nicht, du verehrst noch heut in ihm einen Zauberer.“

Von dieser Rede war ich mächtig betroffen. Und da ich sie noch weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf Alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ich's nicht länger, und fragte: ob sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlange, und große Dinge verrichte?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch niemanden gesehen, der im Besitz des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich es nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklärt worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandflecken seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird.“

Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also dem Wasser entlang, bis wir im Gehölz einen Steg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauernhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger, denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil

ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie erst ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Colleferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marcheso de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.“

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colleferro? Warst du nicht die Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen.“ Darauf verließ sie das Zimmer der Herberg, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Sternbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun war mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprachen in Alcini, was ich ihr Alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherm Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzu verwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte

ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hatte mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreißen trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte. Denn konnte sie mich von ihm abwendig machen, so war ich auch abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, den jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden könne, die mit mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte noch nie übel geweissagt.

Und als Lucia wieder in das Gemach hineintrat, überfiel mich ein Schauder; denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und belustigte sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucia erscheine?“

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinet-

willen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute des Soldaten in Valva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin.“

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine Gelübde, die ich ihr zu Loreto gethan, und an die Stunde, da sie mir im Wäldlein bei Assisi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie beschwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorhaimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarra's Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte mein Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie in Alcini verheißen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht alsogleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tags, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie einige Tage ruhen zu lassen, daß ich nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müßig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reichgekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure Kleider zerrissen, und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde, so viel Euch beliebt.“

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weise, wie sie mir zusprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück,“ versetzte sie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben

rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.“

„Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?“ rief ich: „Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich liebtet, sondern meiner zu Euerm Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?“

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!“ sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befürchten, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein Anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?“

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: „Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der

Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Assisi, da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft gab!“

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: „Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise.“

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Brieflein, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: „Sie warne mich zum letztenmal vor meinen schlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch immer theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen.“

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg in's Gebirg zurück, um Piccolomini zu suchen.

Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, wo vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberge einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich ihn, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battistella del Aratro führte. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: „Ist der Battistella nahe? oder der Piccolomini?“ Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: „Alles vorbei! Alles aus einander!“

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark Ancona zugeflüchtet wäre, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in der Gegend von Riete umher, wo sie alles Korn auffingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge, und sie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Ursini, dem päpstlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe seine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römischen Landstraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie sie sagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich nicht, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille gewesen, in's Gebirg gegangen, den Piccolomini zu suchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Besorgniß zu erwecken,

und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblasen, schien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonso Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir selber, möchte er aller menschlichen Nachstellungen spotten; er würde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberge ein, wohin arme Bürgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutschland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgendes Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberge und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu suchen, und ließ mich zu der Wohnung fuhren, die er mir schön in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er vor einem Monat gen Florenz abgereiset sei, weil er die böse Luft von Rom nicht hatte ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte alles, was mir zu Aquila fur die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brot war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden in der unermeßlichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir tröstlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, ein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen im Dunkeln betrachtete, war er voll Glut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, um mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte dessen dafür, was sie mich Tags vorher gekostet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er schüttelte den Kopf und fragte nach Kostbarkeiten; sagte, er sähe wohl, ich sei ein Kavalier, der in der Noth sei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlangte nichts von mir zu kaufen, sondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in sein Haus getreten waren, begehrte er zu sehen, was ich ihm als Unterpfand bieten möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und versicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm seine Reise zu zahlen, weil ich dort mehr Geldar zu heben habe, als ich gebrauche. Er schüttelte zu Allem den Kopf. Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeist ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Besitz ich sei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernstlich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren.

Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen.“

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrüne Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest.“ Nachdem hielt er sie in's Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel!“ sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. „Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen.“

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnenstrahlen nähren müsse, gleich wie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen

Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger in's Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, daß ich sehr erschrack. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nachdem gingen wir Beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, und Hermingarde treulos geworden sei, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Alcini ver-

lassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite.“

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldoberst Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem in Rom auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.“

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in der Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loreto gesehen bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.“

„Liebster Herr,“ sagte Thorhaimer, „ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen mögen. Darum kommet und fliehet dies gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Eure Gemahlin in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelswerk treibet, womit er Eure Augen verblendet.“

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch ganz auf andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräuleiu wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens, dann wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte, wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, ich sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!“ und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag knieend an einem

Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach!“ rief Thorhaimer, „diesen Augenblick ist sie verschieden. Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet.“

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt.“

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzehrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein höllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausend Mal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfte ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd und mit nassen Augen ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loreto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Colleferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Valva und Aquila begegnet, auf daß meine schmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen; wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewissen erleichtern möge.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tages zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst beichten ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und

den bösen Geistern offenbart hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein, und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Oberst Bisaccioni gefangen und an Händen und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat.“

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, ward mein ganzer Leib wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück, und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in dies Gläslein gethan mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schrecknis Trotz zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubt mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschickt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in Gestalt Euerer verlobten Braut

betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch."

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll grosen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitele mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: "Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheint eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen."

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens fragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: "Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?"

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstische Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Gehet, eilt, fliegt hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarde sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!“ antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingsschwester, die mir allzu ähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrack ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verhehlen.“ Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen. So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denk-

arten. Sie flohen einander, und wann sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch Thorheiten der Stiefmutter und ihres Sohnes die Güter verschwanden und Mangel einzukehren drohte, sollten die Töchter mit ihrer Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr der größten Haß aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigste bei Mutter, Schwester und Bruder. Aber bald verdroß es die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb, und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit wider deren Willen und Wissen einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend allen ein Aergerniß ward, und der Kardinal Guiliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loreto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsschwester, und keine

andere, auf der monteleonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe, wie sie mich durch ihre Aehnlichkeit getäuscht, daß sie sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an. Doch Alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Kloster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Aeltern.“ Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden.

Ich aber eilte folgendes Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte als Gemahlin zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand, und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete.“

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohl bekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Eure Bekanntschaft zu machen. Gewährt mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen.“

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ich ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir kamen in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstiege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Dann beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu

erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem großen Entsetzen zweimal.

„Nun wählet,“ sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr.“

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln.“

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte mit ausgelassenem Muthwillen, und sagte: „Wie meinet Ihr, Don Bastiano, habe ich Euch nicht rechtschaffen gequält?“

Ich sagte: „Man verzeihet solche Sünden wohl gern. Aber warum habet Ihr mir das gethan?“

Sie antwortete: „Erst aus Neugier, ob ich meiner schönen Schwester einen frommen Verehrer stehlen könne; dann aus Noth, denn wäre ich ehrlich mit Euch gewesen,

Ihr hättet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Land der Banditen im Stich zu lassen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir Leid gethan.“ Und sie drückte mir heftig die Hand und flüsterte: „Ja, schöner Bösewicht, wisse es nur, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzessin hören.“

Der Prinz gab uns ein kostbares Mahl. Die Schwestern, wiewohl sie sich seit Jahren nicht erblickt, schienen sich selbst hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt sich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät schieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumph heim. Wir fanden auf Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit kostbaren Juweelen, welche der Prinz ihr gesandt, mit einem Brieflein, darin die Worte standen: „Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und Erinnerung an einen Freund.“ — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! O Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!“

Ueberraschung.

Die Sonne weckte uns mit ihren güldenen Strahlen. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr kniend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.

Wie ich nach einigen Tagen in Florenz eingezogen, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer

Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großen Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach, wie der Unglückliche unweit vor mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini, der den Lohn seiner Schandthat ärntete. Er wurde gehangen, und sein Leichnam an dem Galgen zum warnenden Beispiel viele Tage lang ausgestellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Also hat dieser Mann schimpflich geendet, der aus einem der edelsten Häuser Italiens entsprossen war, und dessen Gemahlin Hippolyta Pica dem Geschlechte Mirandola entstammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein stilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunst, mich vor solchem Schicksal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläschlein mit dem Feuergeist im Hof der Herberge gegen einen Eckstein zerschmettert, daß es in viel tausend Splittern zersprang. Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichten Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tags dem Grafen Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von

meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete; auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete als — — — *)

*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.

Der Eros,

oder

über die Liebe.

1.

Verbrechen und Liebe.

Gerold, des Königs geistlicher Rath, trat mit seiner Gemahlin Claudia und der schönen Tochter Maximiliane in den Garten meines Landhauses. Nach den ersten Freundlichkeiten der Begrüßung führte ich die lieben Gäste in den Schatten der Jasminlaube, wo meine Augustine schon den runden Tisch recht wirthlich mit mancherlei Erfrischungen bedeckt hatte. Sie selbst ging den Kommenden grüßend aus der Laube entgegen, unsern Jüngstgebornen auf ihrem Arm.

Allen that uns die Dämmerung und Kühle der blühenden Laubhütte wohl. Denn es war einer der heißen Nachmittage des Monats, dem die Rosen bei uns ihre Schönheit aufschließen; am Himmelsblau kein Wölkchen. Gerold wählte seinen Platz neben mir. Uns gegenüber saßen die Frauen; Maximiliane in einen Winkel des grünen Eckbänkchens geschmiegt, von dem sie seitwärts den breiten Hauptgang des Gartens übersehen konnte. Und ich bemerkte es wohl, wie oft sich, selbst während sie mit uns

sprach, ihre Blicke flüchtig nach diesem Hauptgange wandten. Noch erwarteten wir unsern edeln Freund Holmar, Mitglied des Obergerichtshofes, und seinen Sohn, den Gesandtschaftsrath, Maximilianens Bräutigam, welcher erst seit drei Tagen von einer Sendung nach London zurückgekommen war.

Das Gespräch lenkte sich sogleich anfangs, wie das immer zu geschehen pflegt, auf die widerlichste Merkwürdigkeit des Tages. Man hatte nämlich am Morgen einen jungen Mann, Namens Lukasson, mit dem Schwerte hingerichtet und auf's Rad geflochten, welcher der Sohn eines guten Hauses, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben gewesen war, und dennoch der vorsätzliche Mörder seines jungen, von ihm heißgeliebten Freundes Walter werden konnte. Die verbrecherische That war um so auffallender, weil Lukasson den Getödteten noch bis zum letzten Augenblicke geliebt, und denselben im Schlafe erstochen hatte *). Inzwischen mußte es doch, nach Jedermanns Urtheil, in einem Anfall von Wahnsinn geschehen sein. Denn es war bekannt, daß Lukasson, von jeher ungestümen und mit sich selbst entzweiten Wesens, zwischen leichtsinnigen Ausschweifungen und schwermüthigen Bereuungen schwankend, zuletzt das unselige Mittel der Selbstbetäubung durch starke Getränke ergriffen hatte.

„Leichter läßt sich die verderbte Denkart des Mörders erklären, als daß der tugendhafte Jüngling Walter Freund eines solchen Ungeheuers sein konnte!“ sagte die Gattin Gerolds.

„War Walter, der Jüngling, tugendhaft, woran ich nicht zweifle,“ erwiederte ihr Gemahl, „so muß auch der

---

*) Die oben erzählte Begebenheit gründet sich auf eine wirkliche Thatsache.

Mörder noch, ungeachtet seiner Leidenschaften und Verirrungen, im Besitze von Tugenden gewesen sein, die ihn liebenswürdig machen konnten. Und es ist bekannt, mit welcher Sorgfalt Lukasson den Jüngling von allen schlechten Gesellschaften entfernt hielt; wie er ihn theils selbst unterrichtete, theils auf seine Kosten in Musik, Malerei und andern Dingen unterrichten ließ, weil Walter ein Sohn wenig bemittelter Aeltern war; ja, man weiß, wie Lukasson selbst und vielmals unter heißen Thränen seinen Freund vor den Leidenschaften warnte, die ihn zerrissen, und wie er sich ihm selbst als Beispiel von dem Elend aufstellte, welches diejenigen erdrückt, die von der Tugend abtrünnig werden."

"Ich stimme dir bei, Gerold," sprach ich, "wir wollen den Verbrecher nicht verdammen, weil die Gottheit uns kein Auge für das Innere des Menschen gegeben hat. Gleichwie wir Kranke kennen, die bei hellem Bewußtsein dessen, was sie sagen wollen, doch andere Worte, als sie wollen, sprechen, und dadurch unverständlich und über sich selbst unwillig werden: so ist es auch wohl möglich, daß Personen vorhanden sind von so verstimmtem Bau der Nerven, daß ihr bester Wille ohnmächtig wird, das Gute zu thun, und sie das Böse begehen mit heller Vorstellung, ja mit vollem Abscheu des Unrechts."

"Eine schauderhafte Möglichkeit, Beda," sagte Gerold zu mir, und schüttelte fromm verneinend das Haupt, "eine gefährliche Lehre, wodurch alle sittliche Zurechnung, ja Tugend und Sünde selbst zweifelhaft werden. Damit wäre die Freiheit des Willens leeres Gaukelspiel des sich selbst bethörenden Menschengeistes, und der Satz aufgestellt: das Verbrechen sei weder Schuld, noch die edelste Selbstaufopferung Verdienst der Sterblichen. Da hätten wir

den träumerischen Lehrsatz von der Gnadenwahl in anderer Gestalt wieder, nach welchem einige Kirchengelehrte, in St. Augustins Fußstapfen, Gott aus Willkür einen Theil der Menschen zu allem Guten unfähig machen, und schon ehe sie geschaffen sind, zum ewigen Elend, Andere aus ähnlicher, kindischer Willkür zur ewigen Seligkeit vorausbestimmen lassen.«

Ich erwiederte: »Keineswegs halte ich dafür — vorausgesetzt, in meiner Aeußerung wäre eine Wahrheit —, daß wir den innern Werth der Wahrheit überhaupt nach dem Maßstabe des Nützlichen und Schädlichen würdigen dürfen. Die Wahrheit soll sich nicht nach der Welt, sondern die Welt nach der Wahrheit richten. Was sagst du denn zu den Kretinen, welche einen menschlichen Geist in menschlicher Gestalt, und doch nicht den freien Gebrauch aller Seelenkräfte haben? Was zu den Wahnsinnigen und Irren, die in ihren lichten Augenblicken so vernünftig urtheilen, als wir Beide, und das selbst verdammen, was sie im verfinsterten Augenblicke geredet oder gehandelt haben?«

»Bei ihnen ist offenbare Krankheit vorhanden,« versetzte Gerold, »und wir können sie nicht mit Verbrechern vergleichen, die hellen Bewußtseins fähig sind, und noch dazu in dem Grade, daß sie, wie du sagst, sogar wider ihren Willen und mit vollem Abscheu des Frevels den Frevel begehen.«

»Wenn es« sagte ich, »wie in allen Zweigen der Natur, auch in Nerven- oder Seelenkrankheiten eine unendliche Reihe von Abstufungen und Verschiedenheiten gibt: warum möchtest du mir dann nicht erlauben, einen krankhaften Zustand für möglich und wahrscheinlich zu halten, wie ich ihn bezeichnete? Es gibt nicht nur offenbare,

sondern auch unsichtbare Krankheiten; und Mancher hält sich für gesund und wird dafür gehalten, der es nicht ist.«

»Hilf Himmel, Beda!« rief Gerold: »wenn du Recht hättest, was würde aus unsern bürgerlichen Gesetzgebungen, was aus unserer Rechtslehre und Sittenlehre werden müssen? Wen könnten wir loben, wen verdammen?«

»Freund Gerold,« entgegnete ich, »wie mag dich das befremden? Wir leben in einer Welt trüglicher Erscheinungen, die jeden Augenblick irre führen. In der bürgerlichen Gesellschaft krönen oder kreuzigen wir die That, nicht das Gemüth. Dies hat oft die Krone verdient, während das Gericht der blinden Sterblichen jene an's Kreuz schlug; und eben so oft geschieht das Gegentheil.«

Gerold legte beide Hände verhüllend auf sein Antlitz und rief: »Darum ist gut, daß die ewige Gottheit ist und waltet!«

Meine Frau schlug ihre Augen von ihrem Säugling zu mir auf und sagte: »So sollte uns ja der Anblick keiner schönen That freuen und keiner Schandthat betrüben. Sage mir, was loben wir denn, was tadeln wir denn noch?«

»Die That, liebes Kind, nicht das Gemüth!« erwiederte ich: »Und in der That loben wir weniger den Thäter, als uns selbst, indem wir den Werth des ewigen Gesetzes der Heiligkeit erkennen, und uns freuen, daß er in uns lebt, und daß das ihm Entsprechende auch außer uns erscheint. Die Verehrung des Guten, die Verdammung des Bösen in einer fremden Handlung ist das rege werdende Selbstgefühl unserer göttlichen Natur.«

Gerold nickte mir Beifall und sagte: »Darin stimm' ich billig mit dir ein. Aber, Beda, der weltliche

Richter, darf er den Frevel des Wahnsinnigen, darf er die wider Willen des kranken Thäters begangene That verdammen? Und ich frage noch einmal: was soll aus unserer Rechts-, was aus unserer Sittenlehre werden, wenn der Mensch, wie du sagst, auch wider seinen Willen unrecht und unsittlich sein, und nach dem empörenden Wahn des Alterthums, wie vom bösen Geiste oder dem Fatum unserer Trauerspieldichter getrieben, das Verbrechen in dem Augenblicke, da er es verabscheut, zu vollbringen gezwungen ist?"

Ich erwiederte ihm: "Es geschehen durchaus keine bösen Thaten, als aus Irrthum oder Krankheit des Gemüths; denn das Böse ist das Unnatürliche oder, was dasselbe ist, das Unvernünftige. Ein vernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige wollen; nur das thierische, vernunftlose Wesen an und in uns begehrt es. Wenn die Kraft des Göttlichen, des vernünftigen Geistes, von der Uebermacht des Thierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung u. s. w. erstickt wird, entsteht Mißverhältniß, entsteht Zerstörung in unserm Gesammtwesen, wie bei jedem Wahnsinnigen, das ist: eine Krankheit, die wir häufig selbst verschuldet haben. Der größte Theil von unsern Rechts- und Sittenlehren aber ist auf den lockern Grund von Erfahrungstrümmern zusammengebaut, in sich selbst daher oft haltungslos, ja nicht selten unrechtlich und unsittlich, wie die Kunst eines empirischen Arztes. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den bessern Theil ihres Wissens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir im Rechtsfache Barbaren und die Richtersprüche meistens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Loos über Einsicht geht. Und gleich wie mir derjenige Arzt der Weisere zu sein

scheint, welcher, die eigentlichen Naturen seiner Kunden genau erforschend, sie durch angemessene Lebensordnungen vor Krankheiten bewahrt und zu langem Leben bereitet: so scheint mir derjenige Theil der Sittenlehre der wesentlichste, welcher bis jetzt am wenigsten bedacht ist, und der nämlich aus den Tiefen der Seelenkunde Hilfsmittel schöpft, die Harmonie unsers Wesens unverletzt und vor Verstimmung und Krankheit zu bewahren."

Hier unterbrach mich Claudia, die Gemahlin Gerolds, und rief lachend: "Vergesset auch nicht, o ihr weisen Meister, in eurer Sittenlehre das Kapitel von den Pflichten gelehrter Männer gegen anwesende Frauenzimmer, die beim Anhören eurer Weisheit vor Langerweile sterbenskrank werden. Fülle den Herren die Gläser, Maximiliane. Man sagt, der Wein, den die Hand einer jungen Braut spendet, werde feuerreicher. Ich will unterdessen unsere Tassen mit Thee füllen, er hat endlich genug gezogen."

"Wohlgesprochen, Claudia!" sagte Gerold, hob das Glas und stieß mit mir an: "Plaudern wir von angenehmern Dingen. Ich möchte mich zerstreuen und den schauerlichen, wüsten Hinrichtungsprunk dieses Morgens aus meinem Gedächtniß wischen. Wer von uns erfindet sogleich eine angenehmere Aufgabe, die uns alle an sich zieht?"

"Ich schlage einen gewissen Jemand vor, sagte ich, "den ich, wenn ich König wäre, nie zum Gesandtschaftsrath gemacht hätte. Denn wenn er sich so lange vergebens erwarten läßt, wohin ihn sein Herz sendet, wie träge wird er sein, wenn er dahin gesandt wird, wohin er nicht mag!"

Maximiliane senkte lächelnd, indem sie erröthete, die Augenlieder und sagte: "Mußte ich nicht eben hören, wie fremd uns die Tiefen der Seele sind, und daß wir den

Menschen nicht nach der That beurtheilen sollen? Wer weiß denn, ob Holmarn sein Herz hieher schickt? Wer weiß denn, wenn er früher, als ich, gekommen wäre, ob ihn sein Herz gezogen hätte?"

"Sieh, das hast du, Beda, mit deiner Lehre angerichtet!" sagte Gerold: "Nun werden die jungen Leute sogar noch am Vorabend ihrer Vermählung zweifeln, ob sie einander lieben?"

2.

Die Liebe der Mutter und der Geschwister.

"Ha!" rief mit schelmischem Blicke mein junges Weib: "Wo ist das Mädchen, welches nicht vor und nach der Vermählung zweifelt? Gebt nur zu, ihr Männer, daß wir tiefer in die Seele blicken, und, was darin vorgeht, feiner herausfühlen oder herausahnen, als ihr."

"Wenn dem so wäre, Augustine," sagte ich, "müßtet ihr weniger zweifeln, sondern der Sache gewisser sein, als wir."

Und Gerold setzte hinzu: "Wie scharf auch der weibliche Blick sein mag, in solchen Angelegenheiten ist er es am wenigsten. Man weiß ja, Liebe geht mit verbundenen Augen."

"Ganz gut," sagte Augustine, "aber man weiß auch, Weiber sollen etwas Neugier haben. Drum lüpft selbst das liebendste Mädchen mitunter die Binde gern. Und wenn es dann im Herzen des Auserwählten kaltes Eis, in seinen Schwüren aber Feuer erblickt, muß es da nicht zweifeln und irre werden? Man kann für Niemanden schwören, daß er wirklich und wahr liebe. Ich möchte sogar nicht immer für das Herz meines Mannes schwören,

Beda sagt, er liebe mich. Ihm und noch mehr mir selber zu Gefallen glaub' ich es gern. Aber dennoch sehe ich zuweilen tief in seinem Herzen . . ."

"Was?" rief ich: "Eis?"

"Nun wenn auch kein Eis, doch Schneeflocken!" versetzte sie lachend: "Man kann für kein Herz schwören, ob es liebe . . ."

"Als für das Mutterherz!" fiel Claudia, Gerolds Gemahlin, ein: "Seht doch, wie süß der kleine Engel hier auf dem Schoose Augustinens schläft! Keiner beachtet ihn, aber die Mutter unaufhörlich. Ihr Geplauder geht zu euch, aber ihr Gedanke zu ihm. Sie legt ihm das Köpfchen sanfter; sie weht mit der Hand ihm die Fliege vom Händchen. Sie blickt von Zeit zu Zeit nieder, zu sehen, nicht ob der Säugling schläft, nein, ob er recht wohl, ob er recht zufrieden schlummert."

Augustine senkte mit seligem Wohlgefallen die Augen auf ihren schlummernden Liebling, hob ihn leise empor zu ihren Lippen, hauchte ihm einen Kuß auf die Wange und sagte: "Ach, Mutterliebe ist auch eine ganz andere Liebe, als die Liebe des Jünglings und des Mädchens. Es ist die, von der kein Mann weiß."

"Aber wie eine ganz andere Liebe?" fragte Gerold: "Die Empfindung der Liebe ist immer doch eine und dieselbe, so, daß selbst die Sprache nicht mehr als eine Liebe kennt, auch für die Mehrheit keinen Ausdruck hat, und nicht sagt: die Lieben, sondern höchstens: die Liebschaften, bei denen freilich nicht immer die Liebe herrscht."

Claudia, seine Gattin, erwiederte: "Der Mann hat die Sprache erfunden, nicht aber das Weib, wie du aus Adams Geschichte weißt. Der Mann aber kennt nur eine

Liebe, die der Jünglingstage, und hintennach nur Liebschaften. Wäre das Weib Erfinderin der Sprache gewesen, es würde für die Liebe der Mutter zum Kinde ein eigenes Wort ersonnen haben."

„Antworte mir ernster!" sagte Gerold: „Wie ist die Empfindung der Mutterliebe anders, als die der Braut?"

„Du müßtest Weib sein, mich zu verstehen," entgegnete Claudia, „und der Blinde müßte sehen können, um deine Unterscheidung des Sehens und Hörens zu begreifen. Die Brautliebe wirkt mächtiger auf die Einbildungskraft ein und durch sie; daher bringt sie so viel Selbstverblendung und Täuschung, steht dem Rausche und dem Wahnsinn nahe, oder kann in Wahnsinn übergehen. Das ist nicht der Fall, oder äußerst selten, in der Mutterliebe. Muttergefühl ist inniger, tiefer; und doch betäubt es den Verstand nicht, begeistert zu keinen Gedichten, verwandelt die Ansicht der Dinge nicht. Brautliebe verachtet Gefahr und Tod, aber kann hintennach sich selbst bereuen. Mutterliebe trägt freudig Schmerzen, Opfer und Tod, und bereut ihre Thaten nie. Jüngling und Mädchen sind einander zwei fremde Wesen, die durch die Macht der Natur erst zusammengeführt und gegenseitig durch den Zauber der Einbildung verschönert werden. Keiner liebt eigentlich den Andern so sehr, als im Andern sich selbst, oder vielmehr sein Urbild des Guten und Schönen, welches er lebendig geworden zu sein wähnt. Hingegen Mutter und Kind sind sich nicht fremd, sind nicht Zwei, sondern Eins, das eben in Zwei auseinander soll und darum süßen Schmerz fühlt. Die Mutter allein kann zum Kinde sagen: du bist mein Leib, mein Blut, mein Leben, meine Seele."

„Du hast es berührt, du scharfsinnige Claudia!“ rief Augustine: „Ach, und ich setze hinzu, indem ich meinen Säugling sehe: du mein Blut, mein Leben, meine Seele, bist mir theurer, denn mein eigenes Blut und Leben und als meine eigene Seele, eben darum, weil du mein Ich bist und von mir scheidest!“

Gerold lächelte gerührt, und sagte zu Augustinen: „O die heilige Natur, welche Stimmen klingen aus ihr hervor! — Doch scheint mir alles das mehr sinnreich, bildlich, dichterisch gesagt, als wahr.“

„Wohl treu und wahr bis zum Buchstaben!“ entgegnete Augustine und küßte den Kleinen in ihrem Arm: „Wie denn? Ist dies nicht Blut von meinem Blut, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele? Ich habe gesunden festen Schlaf des Nachts; mich weckt kein fremdes Geräusch. Aber wenn dieser sich leise in der Wiege regt, bin ich wach. Wir werden Beide zugleich munter. Seine Seele weckt die meinige. Woher das, wenn nicht selbst noch Verbindung zwischen den halbgetrennten Seelen wäre? Oft, wenn ich das Kind sehe, wird die Empfindung der Liebe so wunderbar mächtig, daß — lächelt nur nicht! — es mir angenehm krampfhaft das Innerste der Brust zusammenzieht, und ein liebliches Weh davon mir in die Zahnnerven dringt. Das verstehet ihr Männer nicht! Aber ich begreife, was man von Müttern erzählt, daß sie ihre Kinder vor Liebe gebissen haben *). Ach, ich könnte Euch noch Vieles sagen, höchst Wunderbares und Seltsames, das ich an mir erfahren. Aber könnte ich's sagen, ihr würdet es nicht verstehen, und wenn ihr es verständet, würdet ihr mir's nicht glauben.“

*) Die meisten Mütter erfahren diese und andere ähnliche Wirkungen, die oben erzählt sind, an sich.

Sie sagte dies so warm und lebhaft, daß ihr ganzes Antlitz dabei in milder Erröthung schimmerte. Ich konnte mich nicht erwehren, in tiefer Bewegung ihr die Hand zuzustrecken und die ihrige, die sie mir reichte, zu küssen. „Wohl glaube ich dir alles, was du sprichst,“ sagte ich zu ihr, „und mehr, als du andeutest, liebes Weib. Wer erkennt das geheime Walten der Seelennatur? Mutterliebe ist wohl andere Liebe, als Brautliebe, wenn schon eine, wie die andere, Wirkung jenes ewigen, allgemeinen Naturgesetzes ist, welches selbst dem gefühllosen Baum des Waldes Handlungen der Zärtlichkeit verleiht, und ihn die abgefallenen Samen im Herbst mit Laub warm decken läßt, damit sie im Winter gegen strenge Kälte Schutz, und im Frühjahr Nahrung und Frische des Grundes finden mögen, in welchem sie sich einwurzeln wollen.“

„Es drängt sich mir aber noch ein Zweifel auf!“ sagte Gerold: „Wie kommt es, daß Brüder und Schwestern, diese Lichtflammen aus der Mutterflamme, weder die Mutter mit der gleichen Innigkeit lieben, wie sie von ihr geliebt werden, noch daß sie sich selbst inbrünstig unter einander lieben?“

Beide Frauen blieben lange in sinnigem Schweigen. Claudia antwortete endlich: „Wir Frauen wissen wohl, was wir selbst fühlen; aber was Andere, das mögen unsere Weisheitsmeister enträthseln.“

„Diesen Titel,“ erwiederte ich, „erwerben auf den Hochschulen freilich kaum bärtig gewordene Jünglinge, aber sie legen ihn im Alter, wenn sie wissen, daß sie ewige Lehrlinge sind, bescheiden wieder ab. Dies der Spötterin zur Nachricht. Uebrigens glaub' ich, daß, wie die Kinder beständig von der Mutter hinwegwachsen, und zur Selbstständigkeit übergehen, besonders wenn sie unmittelbar keine

Lebenstheile mehr von ihr annehmen; so gehen im Wachsen auch Brüder und Schwestern, als selbsteigene Wesen, aus einander, die zuletzt nichts mehr gemein mit einander haben. Wie sehr Kinder aber in ihrem Sein und Wesen noch Eins sein können, ist allenfalls nur an Zwillingen wahrzunehmen, und besonders in deren Säuglingstagen. Man kennt auch viele Geschichten von Zwillingen, deren einer immer Lust und Weh' des Andern mit empfand, und bei denen der Tod des einen den des andern nach sich gezogen zu haben schien. So erinnere ich mich, als des jüngsten Beispiels dieser Art, des Schicksals der beiden bekannten französischen Feldherren Cäsar und Constantin Fauchet. Sie waren Zwillinge, so ähnlich einander, daß man sie in der ersten Jugend mit einem Bande unterscheiden mußte; um Verwechselung zu verhüten, wenn sie nackt waren. Beide weihten sich dem Kriegswesen; beide hatten so seltene Aehnlichkeit, selbst in ihren Ansichten, daß wenn einer aus der Gesellschaft ging und der andere blieb, der Bleibende das Gespräch des Ersten fortsetzen konnte, und Jeder, der nicht genau Acht gehabt hatte, noch den Weggegangenen vor sich zu haben glaubte. Beide wurden bei verschiedenen Heeren an demselben Tage verwundet, beide an demselben Tage zu Generalen ernannt, beide endlich im Jahre 1815 an demselben Tage, wegen ihrer staatsthümlichen Gesinnungen und Vergehen, zum Tode verurtheilt und erschossen. Inzwischen haben wir von dergleichen merkwürdigen Erscheinungen zu wenig seelenkündende Beobachtungen, und die wenigen sind nicht immer mit Genauigkeit oder Feinheit angestellt."

"In der That," sagte Gerold, "betrachte ich die Liebe der Kinder zu den Aeltern, so wie der Geschwister

unter einander, als eine Anhänglichkeit, die weniger aus natürlichem Verbande, als aus der innigsten Gewöhnung seit den frühesten Lebenstagen entspringt. An diese Gewöhnung hängen sich die allerersten, lebendigsten und bleibendsten, ja im Alter sogar lebendiger werdenden Erinnerungen aus den Tagen, da die Stube noch unsere Welt, und Aeltern und Geschwister für uns der größte Theil der Menschheit waren. Dies Ineinandergewöhntsein, so lange man zurückdenken kann, und daß man sich da von jeher gleichsam immer durch und durch sah, gebiert eine Vertrautheit, die man nachher nie mit andern Freunden hat, und verleiht der Geschwisterliebe ihre ganze Eigenthümlichkeit. Es läßt sich daraus auch wieder erklären, warum Geschwister einander oft gehässig abstoßen, und mit Fremden befreundeter als unter sich sind; aber mehr noch, daß Brüder und Schwestern, die wirklich in Feindschaft leben, dennoch ihre Anhänglichkeit an einander nicht verlieren können, immer an einander denken und sich um einander bekümmern müssen. Und weil sie sich, selbst wider Willen, an einander erinnern müssen, geschieht es, daß sie um weit Geringeres bitterer mit einander zürnen, als mit Fremden um Wichtigeres, wie Mann und Weib in übler Ehe, die, in jedem Augenblicke und bei jeder Kleinigkeit, einander berühren.

3.

Das Brautpaar.

Während Gerold sprach, und ich aufmerksam horchte, hefteten sich unwillkürlich meine Augen auf Maximilianens schönes Gesicht. Ich bemerkte, wie dies plötzlich hochroth aufglühte, dann allmälig wieder bläßer ward; wie die

Augen heller blitzten und ängstlich links und rechts in der Jasminlaube umherirrten, als wäre eine Gefahr vorhanden, der das Mädchen entrinnen möchte. Die Unruhe ihrer Augen schien sich dem ganzen Körper mitzutheilen, ohne daß er sich doch bewegte. Nur ihr Busen stieg und fiel im zitternden Athem schneller, und einer ihrer Füße zuckte jach zurück, während ihre linke Hand hastig, und als geschähe es bewußtlos, seitwärts nach einem Jasminstamm griff und fest daran hielt, als wolle die Laube wanken und sinken. Sie schien aufstehen und davon eilen zu wollen, aber es nicht zu können, wie wenn sie durch unsichtbare Gewalt gebunden wäre. Unverkennbar zeigten ihre Anstrengungen an, ihrer selbst mächtig zu werden. Sie glühte höher auf im Gesicht, als zuvor, und ein schöner Schimmer überfloß ihre Mienen. Sie nahm eilig eine Pomeranze vom Teller, und das Messer, um sie zu schälen, war sehr emsig zu dieser Arbeit, und ich sah, daß ihre Hände zitterten.

Indem hörten wir Schritte durch den Gartengang nahen. Es war der junge Holmar, welcher kam. Wir standen, ihn bewillkommend, bei seinem Gruße auf, Maximiliane aber am spätesten. Mit uns redete er; allein auf sie waren seine Augen gewandt, und hinwieder ihre Blicke hingen leuchtend an den Seinigen.

„So allein, Holmar?“ sagte Augustine“: Warum bringen Sie Ihren Vater nicht mit sich?“

Der Jüngling nahm Maximilianens Hand und küßte sie. „Ach,“ sagte er, „mein Vater ist den ganzen Tag düster und heftig gewesen. Am Morgen verschloß er sich in seinem Arbeitszimmer, ohne zu arbeiten. Denn wir hörten ihn beständig auf- und niedergehen. Mittags lehnte er ab, mit uns zu speisen. Statt dessen ritt er aus, und befahl

mir, seine Rückkunft zu erwarten. Als er wiederkam, verlangte er, ich sollte allein hierher gehen und ihn entschuldigen, wenn er nicht erschiene. Doch habe ich ihm das Wort abgeschmeichelt, daß er bald folgen wolle.“

„Ist ihm Unangenehmes begegnet?“ fragte Claudia.

„Gewiß nur die Hinrichtung des Mörders hat seinen Frohsinn gestört!“ antwortete der Gesandtschaftsrath: „Sie wissen, mein Vater war der einzige unter den Richtern, der dem Lukasson nicht das Leben absprechen wollte. Er hat sich für diesen Menschen, den er vorher nie gekannt hat, den er nur ein einziges Mal im Gefängnisse sah, mit der größten Theilnahme verwendet, ohne je einen werthvollen Grund davon anzugeben.“

„Käme er nur,“ sagte Claudia, „wir wollten ihn zerstreuen! Augustine, wo ist die Harfe? Maximiliane hat schon mehr denn einmal den bösen Geist von ihm hinweggesungen. Sie muß seine Lieblingsweisen spielen. Er sagt ja selbst: Musik ist für die Seele berauschender Wein; macht den Seligen traurig, und den Traurigen selig.“

„So wird sie zur wahren Mutter der Lebensweisheit!“ bemerkte Gerold: „In frohen Stunden auch des Schmerzes eingedenk sein, und in Tagen des Schmerzes lächeln können: das bewahrt uns, in edelm Gleichmuth, gegen den Uebermuth und den Kleinmuth. — Maximiliane, fülle deinem Nachbar einsweilen das Glas, damit er bei uns bleibe.“

Maximiliane gehorchte, und bot ihrem Verlobten den Rheinwein mit der Anmuth einer Hebe.

„Damit ich bleibe?“ wiederholte der junge Holmar verwundert: „Glauben Sie, wenn ich davon müßte, der Wein würde mich hier fester halten, als die liebe Hand, die mir ihn reicht?“

„Ich meine nur,“ entgegnete Gerold: „der Wein zieht zur Geselligkeit, die Liebe aber zum Einsamsein. Damit Sie nicht Maximilianen allein, sondern auch uns sehen, sollen Sie trinken.“

„Und,“ fuhr Claudia in der Rede ihres Mannes fort, „damit wir sogleich den rechten Ton und Stoff des Gesprächs für Sie finden, beichten Sie mir, was ich längst schon gern gewußt hätte: wo sahen Sie Maximilianen das erste Mal?“

Holmar lächelte. „Das erste Mal? Vor drei Jahren, als ich aus der Hauptstadt kam, meinen Vater zu besuchen, der hierher versetzt worden war. Sie stand mit mehrern Frauenzimmern in einem Hause der Vorstadt am Fenster, als ich unten auf der Straße durchritt. Sie war mir unbekannt, sie blieb es. Sogar mein Gedächtniß vergaß nach Jahr und Tag ihr Bild. Aber mein Herz vergaß Maximilianen nie. Denn als ich sie einst zufällig wieder erblickte, es war in der Kirche, da half das Herz dem Gedächtnisse. Nie war ich in einer Kirche andachtsvoller gewesen.“

Augustine rümpfte das Näschen und sagte: „Schöne Andacht!“

Claudia bemerkte, daß ihre Tochter ungefähr mit denselben Worten von sich dasselbe gesagt habe, und junge Leute zuweilen doch sehr närrisch wären, ohne einander zu kennen, bloß mit dem ersten, flüchtigen Wechsel der Blicke die Herzen zu wechseln.

Hingegen Augustine nahm es ernster, und behauptete: es müsse auch zwischen Seelen eine gewisse Wahlverwandtschaft geben, wie zwischen andern Wesen der Natur, durch welche sie willkürlos zusammengezogen würden. Als Beweis davon erzählte sie das Entstehen ihrer Bekanntschaft

mit mir. Wir hatten uns einst Beide, sie und ich, zufällig unter mehrern Tausend Zuschauern bei einer Heermusterung, und nur auf wenige Augenblicke, bemerkt; Beide hatten wir bleibenden Eindruck auf einander gemacht; Beide hatten wir aber nie von einander mehr gehört. Keiner wußte vom Andern, wie er sei, wo er lebe. Wieder endlich zufällig fanden wir uns nach einigen Jahren in einer Gesellschaft, ohne uns noch gegenseitig unserer Gestalten und Gesichtszüge zu erinnern. Wir glaubten uns das erste Mal zu sehen. Der neue Eindruck war nicht minder lebhaft. Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt, Augustine mein Weib. Erst lange nachher, in einer vertraulichen Stunde, da wir uns gestanden, wer von den Männern zuerst sie, wer von allen Jungfrauen zuerst mich mehr als gewöhnlich gerührt habe, wurden wir mit Erstaunen inne, daß wir Beide eben selbst unsere geliebten Unbekannten vom Tage der Heermusterung gewesen wären. „Läßt dies nicht auf eine gewisse verborgene Anziehungsmacht einander verwandter Seelen schließen?“ fuhr Augustine fort: „Und warum sollte eine solche Macht nicht Statt finden, da wir doch nicht läugnen dürfen, daß es Menschen gebe, welche durch gleichsam angebornen Widerwillen einander im ersten Augenblicke des Zusammentreffens feindlich zurückstoßen?“

Gerold hatte keine Lust, sich zu diesem Glauben Augustinens zu bekennen, obschon er ihr denselben nicht rauben wollte, sobald er dem schönen und frommen Gemüthe zusage. „Ich bin aber,“ sagte er, „überall kein Freund von vorherbestimmten Harmonien der Gottesgelehrten, Sympathien und Antipathien der Quacksalber, und chemischen Seelen-Wahlverwandtschaften, die Göthe mit seinem Roman, als eine gar bequeme Entschuldigungslehre, in den

Kreis unserer Mädchen und jungen Frauen einführen wollte. Mir wenigstens ist es auffallend, daß die vorherbestimmte Harmonie, und die Sympathie und die Wahlverwandtschaft zwischen Weibern und Weibern, Männern und Männern so wenig zu thun hat, sondern ihre Magnetengewalt durchaus nur zwischen Personen zweierlei Geschlechts in Thätigkeit setzt. Nun, diese Sympathie räume ich allenfalls ein; es ist dieselbe, welche Rosen und Rosen, Nachtigallen und Nachtigallen, Böcke und Schafe zusammenführt. Darin ist nichts Wunderbares, als die Natur selbst, welche mit den Banden der Furcht und Freude alles Lebendige auf's stärkste an's Leben bindet, damit die geschaffene Welt fortwähre. Sie hat einerseits, wie in den Weisesten der Menschen, so in den Wurm, tiefen Abscheu des Todes gelegt, anderseits den Anziehungstrieb der Geschlechter, durch welchen, was stirbt, ergänzt wird.«

»Hilf mir streiten, Beda,« rief Augustine, »gegen diesen geistlichen Rath, der so ungeistlicherweise die Liebe zum dunkeln Naturtriebe herabwürdigt; helfet mir streiten, Holmar und Maximiliane, denn es gilt das Heiligthum eurer Herzen!«

Gerold sagte: »Ich verwahre feierlich meine Rechte gegen den Ausspruch des Brautpaars, das wohl streiten und Partei sein, aber nicht richten kann. Hören wir Beda's Urtheil!«

Darauf riefen mich alle an, ich solle richten, und alle setzten tausend und einen Grund gegen Gerolds freventlichen Grundsatz. »Versöhnet euch unter einander,« sprach ich: »denn ihr bekämpfet mehr eure eigenen Vorstellungen, die ihr mit Gerolds Worten verknüpft habt, als die Vorstellungen des Gegners. Er läugnet so wenig die Liebe aus der Welt hinweg, als ihr den zwischen beiden Ge-

schlechtern gewaltigen Anziehungstrieb. Aber beide sind von einander verschieden, ja sie haben wenig mit einander gemein, wiewohl sie oft kaum von einander zu unterscheiden sind. Jener Trieb herrscht allmächtig durch die weite Natur; in den Pflanzen zur Blüthezeit, ohne ihr Wahrnehmen; in den Thieren aber ist er zur Empfindung übergegangen; im Menschen mit Empfindung nicht nur, sondern auch mit Bewußtsein verbunden. Dieser Trieb aber ist, wie alles Thierische, selbstsüchtig, und begehrt nichts für Andere, sondern nur für sich und seine Beruhigung. Die Liebe aber ist weder den Pflanzen noch den Thieren angehörend, sondern des Menschen ausschließliches Eigenthum. Wohnt sie im Geiste allein, ist sie Achtung des Vollkommenen; spricht sie durch's Gefühl, wird sie Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes. So wenig kennt sie die Selbstsucht, und so sehr ist sie jenem Naturtriebe entgegengesetzt, daß sie nicht nur nichts für sich selbst, sondern Alles für den Gegenstand ihrer Verehrung begehrt, ihm Alles und sogar die Befriedigung des Naturtriebes, also ihn selbst aufopfern kann, ohne Ersatz zu fordern. Aber jener Anziehungstrieb der Geschlechter wird oft der mächtigste Wecker der wahren Liebe in uns, die mit Recht den Beinamen der Himmlischen und Göttlichen verdient, weil das Streben nach dem Allervollkommensten das Grundgesetz im heiligen Geisterreich ist.“

Ich ärntete mit dieser Erklärung nur halben Beifall. Selbst die schöne Maximiliane, natürlich auch Holmar, nicht minder Claudie, erhoben sich wider mich, und warfen mir vor, daß ich die Hauptsache schlau umgangen habe, daß nämlich zwischen Seelen und Seelen eine gewisse, unerklärliche, anziehende Verwandtschaft Statt finde, durch

deren Gewalt eben eine Person unter tausenden und tausenden nur eine, als die einzige für sich, und keine andere in gleichem Grade, als die auserwählte und beseligende, erkennen müsse. Man stellte, als unwidersprechlichen Beweis, das Beispiel auf, wie Maximiliane und Holmar, ja wie ich und Augustine die erste Bekanntschaft mit einander sogleich unter dem Einflusse der Liebe gemacht hätten, und wollte mir noch hundert ähnliche Geschichten geben, in welchen der erste Blick auch die erste Liebe entzündet habe.

Die Wahrheit der Beispiele ließen sich nicht läugnen; auch räumte ich gern ein, daß wir das Seelische in uns und dessen Wesen viel zu wenig kennen, um geradezu Alles, was man Sympathie und Antipathie nennt, hinwegzuläugnen; aber aus demselben Grunde trug ich großes Bedenken, das Vorhandensein einer solchen unwillkürlichen Anziehung und Abstoßung gewisser Seelen gerade zu behaupten, besonders wenn sich manches Wunderhaftscheinende viel einfacher erklären lasse.

„Schon Eins macht mir jene anziehende Seelenverwandtschaft in der That etwas verdächtig,“ setzte ich hinzu, „daß sie nur bei Personen verschiedenen Geschlechts und in gewissen Jahren laut ist. Warum fühlt sich denn in dieser Sympathie nie ein junges Mädchen von einem alten Manne unüberwindlich gefesselt, und warum nie ein Jüngling von der ehrwürdigsten Matrone in grauen Locken? Hingegen ist mir sehr erklärlich, daß in jedem Menschen verborgen ein eigenes Urbild des Schönen wohnet, welches aus Zügen zusammengebildet ist, die er vielleicht in erster Kindheit an längst aus der Erinnerung verschwundenen Personen angenehm fand. Und er liebt nachher, was sich seinem Urbilde des Schönen am meisten nähert,

ohne Rechenschaft geben zu können, warum? Daher finden die Einen Gefallen an dem, was Andere gleichgültig läßt, und eine vielleicht Andern häßlich scheinende Person wird vom Liebenden, als unaussprechliche Schönheit, bewundert. Erinnert euch des Mohren von Venedig und der schönen Worte Desdemona's von ihrem schwarzen Othello: „Ich sah Othello's Gesicht in seiner Seele.“

„Und, mit Erlaubniß,“ fiel Gerold ein, „vielleicht ist nicht einmal immer das belobte Urbild des Schönen, oft vielleicht noch weit Zufälligeres, der Quell des Liebeszaubers. Wie gar geringen Funkens bedarf ein Zunder, um zu brennen! In dem Alter, da das Herz in unbestimmter Sehnsucht schwillt, und man gefallen möchte, um geliebt zu sein, ist oft ein bloßer Blick der Aufmerksamkeit her und hin zwischen zwei jungen Personen Versuchung genug, den Blick zu wiederholen; die Wiederholung ist genug, einen geheimen süßen Schauer in beiden zu erregen, und die Ahnung: sie liebt dich! Und diese schmeichelnde Ahnung ist genug, den Wunsch zu erwecken, wirklich geliebt zu sein, und der Wunsch ist hinreichend, Alles in Flammen zu setzen.“

„Nein, nein!“ rief Claudia: „So grausam lasse ich das Schönste, Edelste, Reinste der Gefühle nicht entweihen! Und magst du in Bezug auf Tausende Recht haben, bei denen Sinnlichkeit Alles ist; aber Tausenden wirst du Unrecht thun, in denen eine Seelenliebe allein waltet, die nicht nur geschieden von jener Gemeinheit des Naturtriebes, sondern mit Ekel und Abscheu vor demselben erfüllt ist. Dieser Seelenliebe ist jede unedle Begierde Entweihung ihrer selbst und des geliebten Gegenstandes; sie erblickt nur das Sittlichschöne, das Vollkommene des

herrlichen, heiligen Gemüths, und lebt in demselben, und findet sich und das Weltall darin vergöttlicht.«

Gerold drückte die Hand seiner zürnenden Gattin an das Herz und sagte: »Claudia, die Wirklichkeit einer solchen Liebe bezweifle ich nicht. So habe ich selbst dich geliebt; und, ich zweifle nicht, so liebt heut unsere Maximiliane; — so liebte vielleicht einst Petrarka seine Laura, so Klopstock seine Cidli. Allein bekenn' es dir auch, so liebt nur die erste Liebe des jungen und reinen Herzens, welches sich über das, was in seiner Natur erscheint, nicht klar ist, und in den Wundern und Zaubern der Gefühle und Einbildungen aufgelöset, das Weltall zum Tempel der Anbetung seiner erblickten Gottheit macht. Auch wir, Claudia, lieben uns heut' noch, aber bekenn' es dir, nicht mit jener alles vergöttlichenden Schwärmerei, und doch keineswegs mit minder heiligen Gefühlen, sondern vielmehr mit stärkern, unzerstörbarern, wenn gleich ruhigern!«

»Ich verlange nur,« erwiederte Claudia milder, »daß du nicht einen niedrigen Trieb mit jenem erhabenen Gefühl verwechselst oder in Verbindung setzest; und daß du eingestehest, daß, auch ohne Rücksicht auf jenen, wahre Liebe möglich sei.«

Lächelnd antwortete Gerold: »Ich habe dir's schon zugegeben, doch unter Bedingungen! Es muß wenigstens auffallend bleiben, daß diese hohe platonische Liebe der Seelen nur in einem gewissen Lebensalter zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ihr Recht geltend machen will, sonst nicht. Nenne mir, zum Beispiel, ein Mädchen unserer Bekanntschaft, welches mit dem vollen Entzücken der Seelenliebe an irgend einem alten Herrn Alles göttlich und verschönt fand. Oder nenne mir zwei

Mädchen, die sich mit derselben Inbrunst geliebt haben, wie ihre Geliebten.“

Claudia schüttelte mißvergnügt das Köpfchen. „Ich will allenfalls zugeben, daß die Lebendigkeit des jugendlichen Alters erforderlich sei.....“

„Zur Seelenliebe?“ unterbrach Gerold seine Gemahlin: „Wie?“ Veralten denn Seelen, wie Körper? Sind Seelen nicht ewig jung? Könnte nicht die Seele eines sechszehnjährigen rosenwangigen Mädchens die junge Seele eines siebenzigjährigen, zusammengeschrumpften Mannes schwärmerisch-platonisch lieben?“

„Warum nicht?“ rief Claudia verdrießlich: „Wer weiß, was unterm Monde Alles vorgeht? Man nennt nur solche Verhältnisse nicht immer Liebe, sondern Freundschaft. Und so sind Weiber zu Weibern, Männer zu Männern die zärtlichsten Freunde. Denke an Damon und Pythias!“

„Jetzt streiche ich die Segel!“ sagte Gerold mit drolliger Unterwürfigkeit: „Ja, Freundschaft ist wohl die unverdächtigste Seelenliebe, zu der es keines Liebhabers und keiner Geliebten, sondern nur der Freunde bedarf.“

4.

Der Wassermensch.

Das Gespräch ward durch Vater Holmar's Eintritt in den Garten unterbrochen. Wir sahen ihm schon von fern an, wie finster er war. Alle eilten wir ihm entgegen, und jeder von uns wetteiferte, den lieben Mann zu erheitern.

Es war ein schöner Abend. Wir gingen im Garten auf und nieder, bewunderten die strahlende Pracht der Blumen; vor uns schwamm in milder Beleuchtung die

Stadt mit ihren Palästen und Thürmen; im Dufte des Hintergrunds das blaue Gebirg. Augustine verließ uns ihren Säugling zur Ruhe zu bringen. Claudia begleitete sie. Auch der junge Holmar mit seiner Braut verlor sich von uns in den Schattengängen.

Als wir drei zurückgebliebenen Männer uns verlassen sahen, kehrten wir in die Jasminlaube und zum Wein zurück.

„Gern nehm' ich das Glas!“ rief Vater Holmar: „Wär' es mir nur aus dem Lethe gefüllt!“ — Er trank es rasch aus und ließ es zum andernmal füllen.

„Nicht doch, Holmar,“ sagte ich, „ein Biedermann, wie du, hat nichts, selbst das Unangenehme nicht, das er wünschen könne, zu vergessen.“

„Ach!“ rief er nach einer Weile schmerzlich aus: „Ich war Zeuge eines herzzerreißenden Schauspiels. Ich machte, mich zu zerstreuen, einen Lustritt, und eben in der Vergessenheit aller Umgebungen über das, was mein Gemüth zu sehr ergriffen hatte, kam ich, ohne daran zu denken, dem Orte vorüber, dem ich unter allen Orten der Erde am liebsten ausgewichen wäre — der Richtstätte, wo Lukassons blutige Leiche auf das Rad geflochten war. Denkt euch! und unter dem Rade lag im Staube dumpf winselnd, im Jammer vergehend, die Mutter des hingerichteten Sohnes, in Trauerkleidern. Still und schaudernd ritt ich vorbei.“

Holmars Worte erschütterten uns.

„Dies Weib der Schmerzen, ist es nicht heut die Unglückseligste Aller, die auf Erden geboren haben?“ fuhr Holmar nach langem Schweigen fort: „Sie sieht den Sohn auf's Rad geflochten, ein Grausen der Menschheit, ihn, der einmal lächelnd und selig an ihrer Brust lag in der

Fülle der Ahnungen. Ach, da der Säugling noch in der Wiege schlummerte, in goldener Ruhe, im unendlichen Raum, weihte ihn seine Mutter schon zum schmählichsten der Tode, weil seine Natur selbst gegen die heutige Welt Verbrechen war. Sein Dasein war sein Verbrechen, und er büßte, was er nicht verschuldet hatte. Er mußte Mörder werden, weil er mit sich selbst und der Welt im unversöhnbarsten Widerspruch zerfallen war, zerfallen mußte, er, der in andern Zeitaltern, in menschlichern Zeitaltern diese und sich selbst beglückt haben würde.

„Wie?“ so fragte ich erstaunt: „Lukasson war Mörder seines eigenen Freundes, entschlossener, vorsätzlicher Mörder — Mörder ohne Ursache, ohne Anreizung zur Gräuelthat, ohne vorangegangene Beleidigung — glaubst du, seine Richter haben ungerecht gerichtet?“

„Das nicht,“ sagte Holmar: „sie richteten nach dem Gesetze; aber das Gesetz, vom Wahn der Welt gegen Naturen gestellt, die sie nicht kannte, ist ungerecht; das schuf erst und strafte dann den Gräuel, den es schuf.“

Beide, Gerold und ich, blickten unsern Freund mit stummer Verlegenheit an. „Wir begreifen den Sinn deiner Rede durchaus nicht!“ sagte Gerold.

„Ich glaube es!“ erwiederte Holmar, versank in ein augenblickliches Nachdenken, und fuhr dann fort: „Ich will mich erklären. Es ist gut, daß die Sache hier, daß sie überall zur Sprache komme.“ Abermals verstummte er sinnend, nahm dann wieder das Wort und sprach: „Wir kennen schon viele und wesentliche Verschiedenheiten in der Natur der Menschen, wie ihr wißt, also daß selbst Zweifel entstanden sind, ob die mannigfaltigen Arten

der Menschen einerlei Stammvater gehabt haben können.“

Gerold sagte: „Sprichst du von den Stammgattungen der Celten, Slaven, kupferfarbigen Amerikaner, der Neger, Malayen u. dgl.?“

„Auch dies sind Verschiedenheiten, sagte Holmar; „doch betreffen sie nur Farbe und Knochenbau, nur das Aeußere der Menschengattungen. Es gibt noch andere Abänderungen der Menschennatur, die nicht minder merkwürdig, aber minder unserm Zeitalter bekannt sind, als sie es der Vorwelt waren. Ist euch noch nie daran ein Gedanke gekommen, ihr Vertrauten des Alterthums?“

„In der That,“ erwiederte ich, „du berührst hier einen Gegenstand, der mich schon seit mehrern Monaten sonderbar angezogen hat; doch weiß ich nicht, ob du eben denselben in Gedanken hast. Ihr habt Alle bei mir den gelehrten Reisenden gesehen, der aus Liebe zur Naturkunde einen großen Theil Asiens durchwanderte, und nun seit Jahren im südlichen Spanien wohnt. Unter anderm sagte er: daß es nichts weniger als Mährchen oder Irrthum oder Aberglaube der Alten gewesen sei, was sie von Seemenschen berichtet haben, die im Meere bei den Fischen wohnen, und von Zeit zu Zeit in den verschiedensten Weltgegenden und in allen Jahrhunderten nicht nur von Schiffern erblickt, sondern von Fischern mit Netzen aus dem Meere hervorgezogen sind; die man nur mühsam an das Leben unter Menschen, an Kleider und häusliche Arbeiten und Beschäftigungen gewöhnen konnte; die nie reden lernten und beständig das Wasser suchten. Auffallend war mir, daß in sehr verschiedenen Schriftstellern, welche Beispiele und Beschreibungen solcher gefundenen Wassermenschen gaben, und doch schwerlich alle diejenigen Beschreibungen kannten,

welche schon in andern Ländern und Sprachen mitgetheilt waren, große Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen herrschte. Mit denselben war auch alles im Einklang, was mir mein spanischer Freund von einem dergleichen Menschen erzählte, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Spanien lebte, und meinem Freunde noch von Augenzeugen beschrieben ward.“

„Erzähle!“ rief Gerold: „Denn bisher glaubte ich selbst, daß man im Irrthum vielleicht Lamentins, Manatins und andere zweilebige Meerthiere, die der menschlichen Gestalt etwas ähneln, für wirkliche Menschen gehalten habe.“

Ich fuhr fort: „Zu Bilbao oder bei dieser Stadt äußerte der Sohn einer wackern Familie von jeher die innigste Neigung zum Wasser. Er hieß, glaube ich, Lopez; doch kann ich mich im Namen irren. Er unterschied sich dadurch, daß seine Stimme sehr rauh war; daß er nichts besser verstand, als das Schwimmen, und daß Keiner mit dem Kopfe länger unter Wasser bleiben konnte, als er. Als er eines Tages mit Andern im Meere badete, tauchte er unter und kam nie wieder zum Vorschein. Man hielt ihn für ertrunken oder von einem Raubfisch verschlungen. Die Familie war untröstlich. Nach mehrern Jahren zogen Fischer von Cadix einen lebendigen Mann mit dem Netze aus dem Meer. Er war von gelblicher, ins Grünliche übergehender Farbe des Leibes, verstand keine Sprache und gab nur einzelne rauhe Töne von sich. Nur mit Gewalt brachte man ihn vom Ufer. Immer strebte er nach dem Wasser zurück. Er ward, als Wunder, im Lande umhergeführt von Stadt zu Stadt. So kam er ins nördliche Spanien. Hier wollte man zwischen ihm und dem bei Bilbao Ertrunkenen Aehnlichkeit

wahrnehmen. Er ward nach Bilbao geführt. In der Nähe der Stadt machte er Geberden, aus denen man schloß, daß er sie erkenne. Man überließ ihn sich selbst, und die erste Vermuthung ward Gewißheit, da er sogleich die Richtung nach dem ehemaligen Wohnhause seiner Aeltern nahm. Er lebte nicht lange. Die Sehnsucht nach dem Meere blieb ihm. Er lernte nie wieder reden, und schien sehr stumpfsinnig. Nach seinem Tode fand man bei Oeffnung des Leichnams nichts Abweichendes vom Innern anderer Menschen, als daß seine Lunge ungemein schwammig und zellig war.

Gerold wandte sich lachend zu Holmar und sprach: „Ich will doch nicht hoffen, daß du den Mörder Lukasson für einen Wassermann hältst; eher war der Unglückliche ein Weinmensch, der sich durch Uebermaß starker Getränke zu Grunde gerichtet hat.“

„Was uns Beda erzählt,“ sagte Holmar, „hat zwar mit dem nichts gemein, wovon ich reden will; aber es ist mir doch in so fern nicht unwillkommen, daß Ihr wenigstens nicht unwahrscheinlich findet: es können in den Naturen des menschlichen Geschlechts Abweichungen herrschen, welche wenig bekannt sind, von unsern Zeiten geläugnet oder bezweifelt werden, von der Vorwelt aber schon richtig gewürdigt worden sein können.“

„Gut, das lassen wir dir gelten!“ sagte Gerold: „Ich bekenne gern mit Shakespeare: es sind zwischen Himmel und Erde noch viele Dinge, von denen sich unsere Weltweisheit nichts träumen läßt. Aber was machst du aus dem Lukasson? Laß hören, denn du hast meine Neugierde auf's Höchste gespannt.“

„Wohlan, ich will reden!“ entgegnete Holmar: „Doch hört mich ganz. Ich will von einer thatsächlichen Wahr-

heit reden, welche von den Alten, ja von den Weisesten der Alten, von Sokrates und Plato selbst, ja von den Gesetzgebern der erleuchtetsten Völker des Alterthums anerkannt, in spätern Zeiten bezweifelt, geläugnet, endlich verlacht, zuletzt für einen verbrecherischen Wahnsinn gehalten wurde.“

„Sprich ohne Unterbrechung!“ riefen wir Beide.

5.

Der Eros.

Also hob er an: „Die Geschichten der altgriechischen Volksstämme verlieren sich in eine Urwelt, in deren Dämmerungen zuletzt jeder Blick aufhört. Doch wir haben der Zeugnisse genug, und mehr und ältere, als von jedem andern Volk, daß die Griechen, unter ihrem milden Himmel, immerdar ihrer Natur, ihren ältesten heitern Uebungen und Neigungen getreu geblieben, an Geist, Witz, Seelenstärke, Freisinn für das Schöne und das Naturgemäße nicht nur die zeitgenössischen Völker, sondern selbst die spätern so sehr übertrafen, daß sie noch heutiges Tages mit ihren Weisen und Helden, Dichtern und Bildhauern, Rednern und Baumeistern unsere Lehrer und bewunderten Vorbilder geblieben sind. Welche Nation, von allen heut lebenden, kann mit der griechischen, dieser wundersamen, reinen Blüthe des Menschengeschlechts, in Vergleichung gesetzt werden? Zu den gewaltigen Scythen, zu den Persern, Assyrern, Aegyptern, ja zu den weithandelnden Karthagern und den eroberungslustigen Römern sogar können wir noch Ebenbilder finden, und solche, die ihnen so weit vorangehen, wie die Briten den Karthagern. Aber wie tief stehen Briten, Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweizer,

in reinmenschlicher und menschlichgroßer Beziehung, unter den Griechen des Alterthums!

„Ihr dichterischer, forschender Sinn vergöttlichte Alles. Ihnen gab das nährende Feld der Halmenfrüchte eine Ceres, der Ozean ihnen den Neptun, die Majestät des Gewitters den Zeus, die Weisheit ihnen eine Pallas, die Anmuth und Liebe des weiblichen Geschlechts eine Venus mit dem Gefolge der Grazien. Was aber gab ihnen den Eros? Nach der ältern Göttersage war er der Früheste der Götter, und eher denn die andern Erzeugten vorhanden. So sagen Orpheus und Hesiodus; aber er blühte in ewiger Jugend fort.

„Wir wissen, die Griechen kannten noch eine andere Liebe, als die der Jünglinge und Mädchen unter einander; eine Liebe, die durch sich selbst fern von aller Wollust und niedern Begierde war, nichts mit dem Geschlechtstriebe gemein hatte, nicht verweichlichte und entnervte, sondern vielmehr das Gemüth erhob und stärkte und göttlicher machte. Es war die Seelenliebe. Der Gott derselben hieß Eros. Die Geschlechtsliebe war geringer geachtet, und die gemeine genannt; nicht daß man sie verachtete! Wie hätte ein Grieche sein Weib, seine Mutter verachten können? wie ein Grieche gefühllos sein können gegen die Schönheit des Weibes, welche Praxiteles verewigte? Lag nicht die ganze Jugend Griechenlands zu den Füßen Aspasia's oder der wunderlieblichen Lais von Korinth?

„Aber der endliche Zweck der gemeinen Liebe war und blieb doch nur Erfüllung des gewaltigen Naturgebotes zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts; — der Zweck der Seelenliebe hingegen war gegenseitige Beseligung

durch Freundschaft, gegenseitige Veredlung durch Beispiel der Tugenden und rühmlichen Wetteifer in denselben. Diese höhere, zärtliche, gemütherhebende Freundschaft fand nur zwischen Männern und Männern Statt, und war in der That zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weder ihrer Reinheit und Natur nach, noch ihrem Zwecke nach, gedenkbar. Unter Jünglingen begann sie, und dauerte mit einer unsern Tagen fast unbegreiflichen und unglaublichen Stärke, Leidenschaftlichkeit und Treue bis in's Alter.

„Was war das für eine Liebe, die uns, fast bis zum Namen, fremd geworden ist? Woher stammte sie, wohin verlor sie sich? Ueberhaupt, wie konnte sie in die Geschichte des menschlichen Geschlechts hineintreten, wo sie von jeher so glanzvolle Rollen spielte, wenn sie nicht tief in der menschlichen, wenigstens in der männlichen Natur lag? Und war sie in der Natur der Menschheit, wie konnte sie verloren gehen, bis auf den Namen? Oder sind wir anderer Natur, als die Sterblichen des hohen Alterthums?

„Diese wunderbare, innige, tugendhafte Liebe, welche allen Ernst männlicher Heldenfreundschaft hatte; diese Heldenfreundschaft, welche alles Leidenschaftliche, alles Schwärmerisch-Zärtliche hatte, welches je in der Liebe des Jünglings und der Jungfrau waltet: — ich kann ihr weder den Namen der Freundschaft noch der Liebe geben, weil wir mit solchen Namen ganz andere Vorstellungen verknüpfen. Laßt mich diese Neigung voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit zwischen Männern lieber mit den Griechen den Eros heißen.

„Das früheste Alterthum urkundet von den Erscheinungen dieses Eros. Es gehörte nicht einem kurzen Zeitraum, sondern langen, auf einander folgenden Jahrhunderten an.

Er war als geheiligter, ruhmreicher Trieb geehrt, von den Gesetzgebern mit Vorliebe beachtet, von den Weisesten des Volks veredelnd gepflegt und von den Dichtern gepriesen. Er äußerte seine himmlische Macht nicht nur unter einem besondern Himmelsstriche, sondern in allen Weltgegenden, und immer da am reinsten, wo die Völker, noch der Natur am nächsten, am wenigsten durch Sittenverderbniß und Ueppigkeit verkünstelt standen. Nicht nur unter den alten Deutschen finden wir die Spuren des, Heldenfreunde bis in den Tod verbindenden, Eros, sondern auch in den Geschichten der amerikanischen Völkerstämme, wo die sich liebenden Jünglinge den unzerstörbaren Kriegerbund schlossen, wo sie ewig Lieb und Leid mit einander trugen, gemeinsam jede Gefahr wagten, und Einer den Tod des Andern bis zum letzten der eigenen Athemzüge mit Rache am Feinde versöhnte.

„Doch die Erscheinungen des Eros lassen sich am bequemsten in der Geschichte der griechischen Völkerschaften verfolgen, weil diese am frühesten Bildung, Dichter und Aufzeichner ihrer Schicksale hatten. Wer kennt nicht die Freundschaft des Achilles und seines Patroklus aus den homerischen Sagen vom Kriege vor Ilion? Wer nicht: wie Achilles des Patroklus Tod rächte? Wer nicht die innige Gemüthsverkettung des Orestes und Pylades? — Noch tönen die Sagen von ihrer Freundschaft unter uns, wie die von Damon und Pythias, oder Theseus und Pyrithous.“

Hier unterbrach ihn Gerold und sagte: „Nimm auch vom Volke Gottes den Jonathan und David hinzu!“

Holmar aber fuhr fort: „Wie im höchsten Alterthum währte der Einfluß des Eros auf das Volk fort, der das

Herz des Mannes zu unsterblichen Thaten stärkte, den Furchtsamen ermuthigte und den Gesunkenen von schändlichen Neigungen reinigte. Nur Tyrannen haßten und fürchteten die Gewalt des Eros, weil er zu großen Gesinnungen begeisterte. Wer Sklaven haben will, muß feige Lebensbequemlichkeit, Selbstsucht und Schlaffheit gemein machen, nicht die lebenverachtende Liebe des Rechts, der Wahrheit und der Tugend. Harmodius und Aristogiton befreiten Athen von Hipparchs Gewaltherrschaft, und der edle Epaminondas fiel in der Schlacht bei Mantinea an der Seite seines Kaphisodors. Die heilige Kohorte der Thebaner war aus Männern und Jünglingen gebildet, die, alle durch den heiligen Bund der Seelen vereint, nur in der Freiheit des Vaterlandes leben, oder nur für sie sterben konnten. Als der macedonische König Philipp, der Wüstling, das Schlachtfeld von den Leichen dieser Edeln bedeckt sah, warf er den Donner seines Fluches dem zu, der mit höfischer Artigkeit die Tugend dieser Liebenden verdächtigen wollte.

„Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß unter verdorbenen Seelen wohl auch die heilige Flamme des Eros hin und wieder wüste Begierden der Bestialität entzündet habe. Aber die öffentliche Meinung, die Gesetzgebung selbst verdammte diese dort, wie bei uns. Solon, der Gesetzgeber, belegte jenen Mißbrauch mit den härtesten der Strafen, eben so Lykurg in Sparta. So ehrwürdig war dem großen Solon Reinheit und Macht des Eros, daß er diesen nur den freien Athenern gewähren wollte, nicht aber den Sklaven, welchen er jedoch nicht die Frauenliebe untersagte. In Sparta traf die schmachvollste Hinrichtung Jeden, der statt der Seele des Jünglings die Schönheit von dessen Körper liebte oder gar

entweihte; aber auch der Jüngling ward bestraft, der nicht den Tugendhaften, er mochte begütert oder unbegütert sein, sondern eigennützig nur den Reichen liebte, der keinen höhern, innern Werth hatte, sondern nur Gut und Geld. Sogar tugendhafter Männer Vaterlandsliebe war verdächtig, wenn sie durch den Eros nicht an eines Jünglings Herz gebunden waren, und dieses veredelten. Auch mußte der ältere Freund, nicht der jüngere Geliebte es büßen, wenn dieser sich niedriger Gesinnungen oder gar unanständiger Thaten und Vergehungen schuldig machte.

„Selbst noch in Tagen des Sittenverderbnisses und gesunkener Freiheit Griechenlands währte das Recht und die Ehrwürdigkeit des Eros, sogar unter verächtlichen Beispielen seiner Entweihung, fort. Durch ihn war Sokrates an Alcibiades noch makelloses, jugendliches Gemüth gebunden, und der göttliche Plato liebte Dions Herz. Noch Plutarch, der im ersten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung lebte, er, der Eiferer gegen Wollust und Unreinigkeit, kennt zur Bildung eines männlichen, jeder Tugend fähigen Sinnes kein zweckmäßigeres Erziehungsmittel, als den Eros.

„Auch die Klassiker sind ein Wort Gottes! Ehren wir ihren Sinn für das Göttliche und Heilige! Es gehörte nur die geistige Verkrüppelung, die sittliche Verworfenheit und Entartung späterer, barbarischer Weltalter dazu, um einen Xenophon, einen Lykurg, einen Plato, diesen Apostel der Liebe, falsch zu deuten, und was sie im reinsten Gefühl der Tugend für den Eros sprachen, als höllische Frucht ekelhafter Unnatürlichkeit zu deuten. — Aber die Tage von Roms gräuelhafter Ueppigkeit kamen, da die Lasterhaftigkeit der Welthauptstadt auch den Eros in den Schlamm der Bestialität niederzog. Es kamen die finstern hundert-

jährigen Nächte der Barbarei, welche selbst das heilige Licht des jungen Christenthums mit ihren Nebeln auszulöschen drohten. Damals, als eine düstere Ueberfrömmigkeit sogar die Liebe der Jünglinge und Mädchen tadelhaft fand, als man die Zertretung des Naturgesetzes für Heiligenwerk, und das ehelose Leben für ehrwürdiger als die Bande der Ehe hielt: damals mußte der Eros, tugendhafte Gemeinschaft männlicher Herzen, noch verdammungswerther erscheinen. Man kannte diese Gemeinschaft nur noch aus dem Sündenpfuhl Roms. Damals, als nur Schrecken fürstlicher Willkür oder geistlichen Bannstrahls walteten, als die Tugend der Sokraten und Catonen Satansdienerei und die Naturkunde Zauberei hieß, — damals schrieb Justinian den Eros in das Register der Kriminalverbrechen ein. Nun vom Throne wie von der Kirche verfolgt, durch Flammen und Henkerbeile bestraft, wälzten sich alle Lasten der Verachtung, des Spottes, der Ehrlosigkeit auf jene seelenveredelnde Anlage, welche einst das Heil Griechenlands gewesen; und das Göttliche wandelte, an den düstern Zug der Verbrechen gekettet, über der Erde. Die größten Männer der Vorwelt, welche die Menschheit verherrlichten, würden bei uns unter Schmach und Fluch erlegen sein, oder die Galgen bereichert haben. Mit welcher Verachtung, mit welchen Schauern des Entsetzens würden sie ihren gottgeweihten Blick von den Gräueln unserer Meinungen und Thaten abwenden! Der unsterbliche Herder, wenn er von Pompeji und Herkulanum redet, nennt den Winkelmann einen göttlichen Ausleger der so großen Gewinn bringenden Alterthümer. Der Genius der Menschheit schwebt segnend über die, welche mit sich selbst aufopferndem Eifer Ueberbleibsel aus der Blüthenzeit unsers Geschlechts hervorgraben. Es sind ehrwürdige, geheiligte

Scherben, von denen auch uns noch die Reinheit der Natur, das Wahre, Gute und Schöne, wie Lebenshauch einer menschlichern Menschheit anweht. — Und doch sind es nur Scherben! O, vergrabet doch die Scherben, und rufet lieber den schönen, reinmenschlichen Sinn der Vorwelt aus den Gräbern der alten Welt ins warme Leben heim!“

Hier schwieg Holmar, um auszuruhen. Er schien von der Anstrengung des Gemüths und des Redens erschöpft. Wir Hörenden unterbrachen die Stille nicht. Unsere Gedanken waren in allzugroßer Bewegung. Ich selbst war durch Holmars Worte, wie mir das oft begegnet, so im Geiste gebunden, daß ich nicht mehr mit meinen Augen, sondern nur mit den seinigen sah. Und ich sah eine mir dunkel gewesene Seite des Alterthums heller. Auch ich hatte lange mein Urtheil, über die Liebe der griechischen Heldenseelen unter einander, durch jenes Vorurtheil umstricken lassen, welches dieselbe mit Fluch verfolgte. Ich erschrack vor der bisherigen Verblendung, in welcher ich den Schatten derer weh gethan hatte, die noch der Menschheit ewige Zierden sind. Ich erhob mich über die Welt des heutigen Tages und zurück in die Götterstadt der Phozionen, in das ewige Athen, zu seinen Tempeln, Schaubühnen, Gymnasien, Kampfspielen und Rednerstätten. Welche Heldengestalten, welche göttbegeisterte Weisen, welche Kraft des Wahren, des Schönen und Großen aus der unergründlichen Fülle der Natur im höchsten Lebenspunkt eines herrlichen Volkes hervorgestiegen! Ich sah die Macht des hochgeweihten Eros, einer heut gebrandmarkten Liebe; — — mir ward, als sähe ich die heutige Welt durch einen tausendjährigen Wahn verstümmelt, und

um eins ihrer Heiligthümer durch den verwüsterischen Arm der Barbarei betrogen.

Früher, als ich, sammelte sich Gerold. „Nie hab' ich dich, Holmar," sprach er, „mit solcher Beredsamkeit und Wärme über einen allerdings merkwürdigen Zug in der Geschichte der Menschheit sprechen gehört, als jetzt. Ich bekenne es, daß ich diesen Eros der Griechen nur wenig bisher beachtet und kaum begriffen habe, was er sei? Ich dachte mir ihn allenfalls als die Wirkung einer herrschend gewordenen Volkssitte, weil man es im Lande der Hellenen, wie noch heut in den Morgenländern, für ehrenvoller hielt, Lebensfreundschaften mit Männern zu schließen, als mit Weibern, die, in Gynäeeen und Harems verschlossen, eine Stufe in der bürgerlichen Welt niedriger, denn Männer, doch eine Stufe höher standen, denn Sklaven, und welche weniger Geistesbildung, weniger Recht und Fähigkeit hatten, ins öffentliche Leben einzugreifen, als das weibliche Geschlecht unserer Zeit."

Holmar entgegnete: „Du hast geurtheilt, wie der große Haufe der Schriftgelehrten, die dir vorangingen, welche, ohne Kenntniß der Natur, die Griechen zu kennen glaubten, dicke Bände, wie Ramdohr, von der Liebe, ohne Ahnung vom Wesen des Eros, schrieben, und sich wunderten, daß Xenophon und Plato so ernst darüber verhandeln konnten! Wahrlich, der zärtliche Seelenbund der Männer bestand bei den Hellenen neben der zärtlichsten Liebe der Jünglinge und Mädchen und Gatten. Und es ist Kurzsichtigkeit des gelehrten Meiners, wenn er aus dem Spotte einiger griechischen Dichter gegen das schöne Geschlecht sogleich eine gesammte Nation zu Verächter desselben erklärt. Sind denn Deutsche, Briten und Franzosen darum Weiberhasser, weil deren Dichter bei

jedem Anlasse den Frauenzimmern bittern Krieg machen? Mit welchem Adel erscheinen Frauen und Jungfrauen in den Schauspielen und Helden- und Liebesgesängen Griechenlands! Mit welchem Adel in ihren Geschichten! Sie waren zu reinmenschlich, als daß sie gegen die Natur im Ernste gefrevelt, und zu sinnig und zartfühlend für das Schöne, als daß sie es am weiblichen Geschlechte verkannt hätten, sie, die das höchste Urbild weiblicher Schönheit in einem Glanze wiesen, wie vor und nach ihnen in keinem andern Volke geschah. — Aber die Griechen kannten, außer der Liebe zum Weibe noch eine andere, die uns fremd geworden. Jene war, was sie war, ihrer Natur und Herkunft nach sinnlich; diese andere aber ihrer Natur nach geistiger, oder, wenn man lieber will, reingemüthlich. Die Natur gab jene zur Fortpflanzung ihres Geschlechts, diese aber zur Fortpflanzung adelichen Sinnes."

6.

Ursprung und Untergang des Eros.

Die letzten Aeußerungen Holmars hatten mich mehr, als Alles, was er vorher gesagt hatte, befremdet. Ich vermuthete, ihn falsch zu verstehen, und wollte ihn um nähere Erklärung befragen. Gerold aber kam mir mit einer andern Einfrage zuvor und rief: "Du hast uns nun lange genug, und ich läugne nicht, sehr anziehend vom Eros der Griechen unterhalten; aber, Holmar, was hat dieser Eros mit dem hingerichteten Lukasson gemein? Meinst du vielleicht, der habe ihn zum Mörder seines Freundes gemacht?"

Holmar antwortete: "Allerdings, oder vielmehr die Unnatur und Verkehrtheit des Zeitalters, die in ihn über-

gegangen, und wodurch er zum grausenvollen Widerspruch mit sich selbst gekommen war. Das trieb ihn zum Verzweifeln, zum Wahnsinn, zum Hasse seiner selbst und der ganzen Menschheit.“

„Offenherzig gesprochen, Holmar,“ sagte ich: „du wirst mir jetzt dunkler, als du schon vor einigen Augenblicken warst. Es scheint fast, du hältst die Seelenliebe der griechischen Männer für einen eigenen Naturtrieb, wie die gegenseitige Zusammenneigung der beiden Geschlechter, oder wie den Instinkt der Mutter und des Säuglings.“

Holmar sah mich eine Weile staunend an, und sagte endlich: „Wie, Beda, und du nicht?“

„Nein, weil ich dazu weder in der Vernunft bisher, noch in der Geschichte der Welt, selbst nicht in der Geschichte des griechischen Volkes, einen haltbaren Grund gefunden habe!“ antwortete ich: „Aber theile uns deine Beweise mit, und wenn sie mir Ueberzeugung bringen, halte ich dich für einen der wichtigsten Entdecker, für einen Columbus auf dem dunkeln Ozean des menschlichen Wesens.“

„So höret mich!“ versetzte er: „Doch gestattet mir einige Erklärungen in Betreff der Natur des Menschen, da wir von seinen Naturtrieben reden. Er ist zugleich, wie ihr wisset, Pflanze, Thier und Geist; der Körper nur der todte Stoff, von der Lebenskraft zur Gestalt gebildet, wie jede Pflanze. Er wächst, vermehrt sich und stirbt, wie die Pflanze. Mit ihr hat er gemein den Trieb der Fortpflanzung; es ist keine Pflanze ohne denselben. Dieser Trieb ist durchaus irdisch und reinsinnlich. Das Thier hingegen ist eine beseelte Pflanze, und die Seele das die Welt um sich Wahrnehmende und Empfindende. In ihr liegen die Begierden, in ihr die Lust und der Schmerz, die Sehnsucht und der Abscheu. Aus der

geheimnißvollen Verwandtschaft und Anziehung zwischen den Seelen entspringt die Liebe. Die Vermählung folglich der Pflanzen geschieht ohne diese Liebe. Die Liebe der Thiere unter einander kennen wir aber nicht, weil uns ihre Sprache dunkel ist; wir ahnen sie jedoch aus zahllosen Zeichen gegenseitiger Anhänglichkeit und der Anhänglichkeit Vieler an den Menschen. Der Mensch ist ein geistiges Thier, und der Geist ist das denkende Göttliche in uns. Die Geister sind sich nur in dem verwandt, was das Vollendete ist; im Göttlichen, im Wahren, Guten und Gerechten. Die Geister streben dem Höchsten nach, zur Auflösung in Gott.

„Die Pflanzen ziehen sich einander geschlechtweise an, die Seelen geschlechtlos: da ist die Verschiedenheit des Eros von der Aphrodite, der Meererzeugten; denn aus dem Meere stieg einst die Erde, und was sie trägt, hervor. Darum nannten die Hellenen die gegenseitige Liebe der Geschlechter nur die gemeine; aber die Seelenliebe, ohne Rücksicht auf Geschlecht, war die höhere, und um so viel mehr, um so viel höher und dem Geiste verwandter die Psyche oder Seele ist, als die Pflanze. Gleichwie durch die Seele schon die pflanzenhafte Begattungsnothwendigkeit im Thiere zum Gefühl gesteigert wird, so wird im Menschen durch den nach Vollkommenheit ringenden Geist auch die Seelenliebe veredelt.

„Da, wo der Mensch noch durch Kirchen- und Staatskünstelei am wenigsten zum Zerrbilde geworden, doch auch schon der wüsten, gedankenarmen Thierheit entstiegen, in seiner dreifachen Natur entwickelt, der Natur gehorchend, da steht, offenbart er sich herrlich und kräftig in jeder seiner Anlagen und Triebe. Daher finden wir die Seelen-

liebe der Helden und Weisen unter den Kriegern der amerikanischen Eingebornen und andern unverdorbenen Völkern, welche Freiheit hatten; daher selbst in den Waffenbrüderschaften der freien Ritterwelt des Mittelalters noch einmal, aber christlich-verhüllt; — am offensten und edelsten sie unter den Griechen des Alterthums, weil eben diese eine der entfaltetsten der Menschheitsblüthen gewesen sind.

„Nicht also Willkür liegt und lag in der Liebe, so wenig in der geschlechtlosen als in der geschlechtweisen, ondern Naturgesetz und Naturzwang; beide sind und waren Wirkungen unsers Wesens, beide gleich ehrwürdig; beide können gleich heftig und leidenschaftlich sein, weil die eine unmittelbar seelischen Ursprunges ist, und die andere den Ungestüm der Seelenmacht erregt.“

„Halt!“ rief Gerold: „Du kletterst mir an der Leiter deines Systems zu schnell hinauf; laß mich einen Augenblick frischen Athem schöpfen und zusammenrechnen, damit ich dir nachkomme. Du gibst uns Sterblichen zugleich also den Begattungstrieb der empfindungslosen Pflanzen, die Seelenliebe, und dem Geiste das reine Wollen des Vollkommenen. Dieses erkenne ich allerdings bestimmt im Geiste vorhanden, jenen Begattungstrieb allerdings bestimmt in der Pflanze; aber zeige mir eben so rein und für sich erkennbar den Trieb der Seelenliebe. Er scheint mir etwas zweifelhaft, und ist am Ende doch wohl nichts Anderes, als das Gefühl der Lust oder des Schmerzes, welches sich eben so gut dem pflanzenhaften Begattungstriebe als dem geistigen Vollendungstriebe zugesellt.“

Holmar erwiederte: „Am reinsten für sich erkennst du die Seelenliebe in demjenigen unüberwindlichen Gefühl,

durch welches die Mutter an ihr zartes Kind gefesselt ist. Dies ist reine Seelenneigung, die weder von der Pflanze gekannt ist gegen ihre Nachkommenschaft, noch Geistessache ist, da auch das unvernünftige Thier sie empfindet, eben weil es seelische Natur hat. Die Zärtlichkeit der meisten Thiere, besonders der Säugthiere und der ihre Eier selbst brütenden, ist bekannt. Die Liebe ist offenbar ganz geschlechtslos, hat aber nichts mit dem Begattungstriebe der Pflanzennatur gemein; von der andern Seite ist sie ohne Rücksicht auf das, was dem Geiste die höchsten Güter sind, für sich bestehend, unwillkürlich, mithin ein bloß in der Natur der Seele begründeter Trieb."

Gerold fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er Nebel hinwegwischen, um klarer zu schauen, und sagte: "Du wirst mich fast zwingen, dein Jünger zu werden."

"Nun aber," fuhr Holmar fort, "wie die Seele der Mutter lieben muß, so lieben die Seelen der Erwachsenen unter einander, unwillkürlich, ohne Rücksicht auf Geschlecht. Diese Anneigung der Seelen gegen einander ist der Eros. Durch die Mutterliebe wird unsere Seele Gehilfin zur Erhaltung der pflanzenhaften Fortdauer des irdischen Geschlechts; durch den Eros Gehilfin des Geistes zur Erhaltung und Fortsetzung der Tugend, des Edelsinns, der sittlichen Schöne und Kraft. Dieser Eros herrscht seit Beginn der Menschheit; er herrscht noch, aber er wird verkannt; ja er ist, durch Verwechselung mit viehischem, unnatürlichem Wesen, welches ihm selbst fremd ist, zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt. In der Verkennung der menschlichen Natur hat man sie selbst verstümmelt, und diese Verstümmelung ist der Quell unermeßlichen geheimen

Elendes. Was bei den Griechen in der frischen und freien Entfaltung ihrer Gesammtnaturen Quell alles Großen und Herrlichen ward, von ihren Weisen geehrt, von ihren Gesetzen geheiligt und geordnet wurde: das ist beim endlichen Abfall der Völker von der Natur in ihrer fortgeschrittenen Verbildung, als ein unnatürliches Wesen geächtet. Schaudernd muß jetzt der Mann, der Jüngling die Wirkung jenes Seelentriebes in sich empfinden. So sehr ist seine Gedankenwelt durch den Wahn der Welt verschroben, daß er sich selbst für wahnsinnig und unnatürlich halten muß und wirklich dafür hält, wenn ihn eine unwillkürliche, unwiderstehliche, leidenschaftliche Zuneigung für einen Mann ergreift. Er erkennt weder den Ursprung noch den Zweck dieser heiligen Neigung. Ohne sie verbrecherisch zu finden, nimmt er sie, auf Treu und Glauben der Welt, für verbrecherisch. Was Gebot der seelischen Natur ist, erfüllt ihn mit abergläubigem Entsetzen, als Erscheinung einer ungeheuern, verruchten Unnatürlichkeit. Er bekämpft den Trieb und erhöht eben durch den Kampf die erste, ruhige Neigung zur alleszerbrechenden Leidenschaft. Der wilde Widerspruch seines innern Wesens zerstört sein Inneres. Er verabscheut sich und seine Natur, und verabscheut eben darum die Welt, mit deren Leben er im unaussöhnbaren Zerwürfnisse liegt.

„Wie soll nun diese erstickte, entwürdigte, gelähmte, irregeführte, geächtete Seele, dies mit allen Schrecknissen des Verlorenseins erfüllte Gemüth die Pflichten der bürgerlichen Welt heiter vollbringen? Zerbrochen fühlt er in sich die erste Triebfeder aller Wirksamkeit; woher Kraft nehmen? Nur jene Leidenschaft verschlingt sein gesammtes Wesen, reißt ihn, ich möchte sagen, von sich selbst los, in den Abgrund nieder; nur die eine Leidenschaft, aus der

Wunde seiner verletzten Natur hervorbrennend, verzehrt ihn, macht ihn empfindungslos gegen die Reize des Ruhms, des Geldes, des Herrschens, der Weiberliebe, gegen Alles, was Andere zerstreuen kann: woran soll er nun sein werthloses Dasein knüpfen, um demselben noch eine Art Werthes zu geben? Nur Eins liebt seine kranke Seele, und dies Eine begreift ihn so wenig, als er sich selbst versteht. Er liebt, und verflucht seine Liebe, die zugleich Gegenstand seines Hasses ist, und dieser Haß wird verzweiflungsvoller Menschen- und Lebenshaß. Er wollte immer das Gute und Wahre, und mußte immer das Böse und Falsche. Das Recht seiner Natur ist in dieser Welt gesetzlos, darum ist ihm die Welt gesetzlos. Ihm wäre wohl, wenn die Sonne am Himmel auslöschen, die Erde vor seinen Augen zertrümmern würde. Und das alles ist das Wogen, das Geschrei, der Aufruhr einer in sich selbst verdammten und sich selbst verdammenden, aber wahren, unveränderlichen, unvertilgbaren, aber hingemordeten Natur, die nicht sterben kann und doch nicht leben darf.«

Hier schwieg Holmar. Seine Worte erschütterten uns tief. Es war etwas Schreckliches in dem Feuer dieses Greises.

»Du redest,« sagte ich zu ihm, »wie Einer, der aus seinem eigenen, schauderhaften Elende hervorklagt. Bist du, Holmar, ja selbst einer dieser Unglücklichen gewesen, oder bist du noch ein solcher?«

»Nein,« sagte er, »ich war es nie. Doch seit meinen Kinderjahren trieb mich unendliche Sehnsucht, irgend einen Freund meiner Seele zu finden. Wer kennt nicht diese heftige Sehnsucht der Jünglinge nach einem Pylades und Pythias für's Leben? Ich fand Freunde, ich fand ein Weib meines Herzens, aber den Freund der Seele fand

ich nicht. Doch das machte mich nicht unglücklich, weil die unbestimmte Sehnsucht, wegen ihrer Unbestimmtheit, zu keiner riesenhaften Leidenschaft erwachsen konnte. Ich wäre aber vielleicht unglücklich geworden, hätte ich den gesuchten Freund gefunden. — — Nun werdet ihr mich verstehen, wenn ich euch sage, Lukasson war ein solcher Unglücklicher! In Griechenland wäre er vielleicht der großen Künstler, der Weisen oder Vaterlandshelden einer geworden durch die Freundschaft der Seelen; bei uns war er dadurch Mörder, und die Gesetze führten ihn zum Rabenstein. Sein ganzes Leben voller Widerspruch und Verirrung; sein Allesopfern für den Geliebten; sein ewiges Bemühen, diesen zum vollkommensten, tugendhaftesten und edelsten Mann zu bilden; sei Kampf mit sich und einer Leidenschaft, die ihn irre an sich selbst machte; seine Anstrengungen, Zerstreuung zu finden; sein geflissentliches Streben, sich selbst mit geistigen Getränken zu betäuben; seine wiederholten Entschlüsse zum Selbstmord; endlich die Ermordung des Freundes — Alles erklärt sich aus seiner nicht anerkannten Seelenberechtigung. Die Natur ist die Mutter der Menschheit, die Liebe ihre Bildnerin, und die Wahrheit ist das Reich Gottes ewiglich."

Als Holmar hier schwieg, nahm Gerold die Becher von uns Allen, füllte sie mit Wein, mahnte uns zum Trinken und trank selbst zuerst. „Trinket, ihr Freunde," rief er, „und tretet wieder ins warme, freundliche, wirkliche Leben zurück; denn Holmar hat uns, Gott weiß wie, mit seinen Reden in eine grausenvolle Gespensterwelt verrückt. Es mag sein, daß der hingerichtete Lukasson durch eine unharmonische Entfaltung seiner Natur zum Verbrechen hingejagt ward. Einzelne solcher Erscheinungen kommen vor. Aber, dem Himmel sei Dank, sie gehören zu den Seltenheiten."

„Vielleicht minder zu den Seltenheiten, als wir wähnen!“ erwiederte Holmar: „Wer kennt die ersten Triebfedern, die im Dunkel der Seele verborgenen? Oft selbst der Sünder nicht. Wohl kennen wir der hohen Dichter, Schriftsteller, Künstler, Helden und Halbgötter viele aus den vergangenen Jahrhunderten. Aber von denen, welche geächtet, niedergedrückt, vielleicht durch Henker umgebracht sind, wegen des Schmerzes ihrer verstümmelten Natur, welcher Schmerz bei den größten Anlagen am furchtbarsten wüthen muß. — von den Gemordeten wissen wir nichts.“

„Ich kenne Einen,“ fuhr Holmar fort, „und es ist wohl mehr als ein Vielleicht, daß eben dieser, den auch Ihr kennt, an den Wunden einer zerrissenen Seele verblutete; daß er im Irresein an sich und der Welt, die ihm den Tod nicht geben konnte und doch das Recht seiner Seelennatur verdammte, zum Lebenshasse übergegangen sei; daß er, vom Wahn der Lebendigen befangen, im stillen Verzweifeln sich selbst verdammte, sich nicht verstand und in einer Pein verging, deren Ursprung er nicht nachweisen konnte. Das scheint mir der gemarterte, der gefeierte Lord Byron, der wunderbare Dichter der Briten, zu sein. In Griechenland würde er anders gesungen haben, wo seine gesammten Naturen in ihrer vollen Gediegenheit und Herrlichkeit hätten voll und furchtlos hinausblühen können in's Leben, — in unserm Jahrhundert jammert eine in ihrem Recht zermalmte Natur, die ihr Verhältniß zur ganzen Schöpfung zerstört fühlt. Setzet den Fall, Byron wäre, statt höherer Bildung und des Reichthums von Zerstreuungsmitteln theilhaftig zu sein, mit seiner Stimmung in den Drang des niedrigen Lebens hinausgeworfen gewesen, — entscheidet, was hätte Byron werden müssen? Nicht Dichter, — Thäter! — — Aber

sein gewaltiger Geist hat die Fessel gesprengt. Er ist Sieger und frei geworden, — er lacht auf sein wundes Gebein nieder; er lacht, und seine Seele blutet und ist voll grausen Entsetzens. Eine Brandstätte ist ihm die Erde geworden, und der Wahn der Menschheit sein Mörder. Darum singt er also, — das ist sein schreckliches Lied! Er singt es denen, die in seinem Innern Licht und Liebe auslöschten, kaltes Entsetzen singt er ihnen, Haß und Groll, Verzweiflung und Tod, Verbrechen und ewige Nacht. Denen, die eine Hölle in ihn hineingesäet, singt er keine Himmel.“

„Edler Freund,“ sprach ich zu Holmar, „wer blendete doch unsern König, daß er eben dich zu einem der obersten Richter unsers Landes machte! Du gehörst nicht hin auf den Stuhl, wo man über das verbrecherische Leben den Stab brechen soll; denn du wirst für den Sünder allezeit Gnadengründe finden, und die Unnatürlichkeiten der Welt, ihrer Meinungen und bürgerlichen Einrichtungen lieber strafen, als den, der durch dieselben zu Grunde ging, mit Namen und Werk eines Missethäters.“

„Allerdings, Beda!“ antwortete Holmar: „Ich glaube, Gott schuf das Gute; das Böse aber schuf — nicht der Teufel, sondern — der Mensch. Die Natur ist das Gottesgesetz. Die Natur führt zur Tugend und Wahrheit, und die Tugend und Wahrheit führt wieder zur Natur zurück. Aber die Menschheit, im Abfall vom Gottesgesetz, schuf andere Ordnungen, Erzeugnisse des Ehrgeizes, der Habsucht, des Stolzes; Erzeugnisse niedriger Leidenschaften eines thierischen Wesens, oder eines beklagenswürdigen Irrthums, den die warnende Weltgeschichte vergebens mit blutigen Buchstaben auszeichnete. Daher des Uebels und des Jammers so viel unterm Monde! Denn hier ist nicht

Gottes Reich, sondern der Menschen Reich. Aber die Rache der Natur schwebt fürchterlich und unsichtbar ob allen Freveln wider sie. Sie geht ihren ernsten, großen Gang, ohne sich nach ihren Halsgerichtsordnungen zu richten, mächtig und heilig fort. Ihre Gesetze, Winke des Allmächtigen, kann der Sterbliche mißdeuten — doch ändern nicht. Der Triumph der Wahrheit ist, daß die Lüge Elend gewähren muß."

Gerold rief: "Ich muß verstummen; ich wage weder zu fragen, noch zu antworten; denn, Holmar, du sprichst zu mir, wie aus einer fremden Weltgegend, die ich, nur an die Eichen und Tannen unserer Landschaft gewöhnt, mit ihren Palmen, Riesenschlangen und Orkanen nicht kenne. Ich will noch einmal Plato's und Xenophons Gastmahl lesen, wo Sokrates und seine Freunde von der Seelenliebe handeln. Mir schienen diese Werke bisher weniger ein tiefer Ernst, als rednerisches Spiel über eine griechische Lebenssitte zu sein."

"Lies!" antwortete Holmar: "und glaube, die hohen Alten gefielen sich nicht im Possentreiben mit Gegenständen deren Heiligkeit sie ehrten. Wir bewundern heute den Segen, die Kraft, die Größe jener Vorwelt, deren Herrlichkeit wir noch nicht wieder erreicht haben. Wir werden sie nicht wieder erreichen, als in der Rückkehr zur Natur auf dem Wege des Wahren, Guten und Schönen. Lasset uns in der Natur Natürlichkeit, und in der Menschheit die Menschlichkeit suchen! Ach, unsere Staatsmaschinen, unsere theologischen und philosophischen Systeme kommen mir oft vor, wie das Bett des grausamen Procrustes. Wer darin ruhen will und zu kurz ist, wird auseinander gedehnt und gezerrt, bis er die volle Länge hat, und entführe ihm darüber das Leben; wer zu lang ist, wird

verstümmelt, bis er kurz genug ist. Daher so mancherlei bürgerliche, sittliche, religiöse und geistige Verkrüppelung in dem sich verfeinert dünkenden Europa. Der Gesetzgeber will das Volk nach seiner Verfassung und Idee zuschneiden, nicht sein Gesetz dem Volke anmessen. Aber nur durch die Natur, so der Mensch hat, nicht in der eines Andern, muß er Alles oder Nichts werden.«

Hier wandte sich Gerold zu mir und sagte: »Warum, Beda, beobachtest du zu Allem, was Holmar redet, das tiefe Schweigen? Spricht er wahr oder falsch? Ist die geschlechtlose Seelenliebe, diese Männerliebe, dieser Eros, aus dem Wesen unserer Seele wirklich hervorgegangen, wahrer Trieb der Natur, jetzt nur vom Aberglauben oder Wahn zurückgedrängt und verstümmelt? Oder schwebt Holmar darüber selbst in einem Irrthum, der sein weichgeschaffenes Herz quält; in einem Irrthum, zu welchem ihn vielleicht allzutiefes Verehren alter Schriftsteller, die doch am Ende Menschen waren, Ueberschätzung von Griechenlands Vortrefflichkeit, und zufälliger Zusammenklang mannigfacher Umstände seiner Erfahrungen verführt haben? Rede doch, damit ich noch eine andere Stimme höre, und ich mich wieder zu mir selbst zurückfinde. Denn nie in meinem Leben habe ich überzeugender von einer Sache reden gehört, die mir vorher nie in Sinn gekommen ist, und die doch eigentlich, wenn sie wirklich in der Natur wäre, Jungen und Alten in allen Zeiten und Zonen bekannt sein müßte.«

»Fast ergeht es mir, Gerold, wie dir!« entgegnete ich: »Laß aber, ehe ich auch meine Meinung gebe, Holmar zuvor noch auf das antworten, was du mir sagtest.«

Holmar sprach: »Daß der Eros, die im Alterthum frei und edel auftretende, von Männern zu Männern

gehende Seelenliebe, seit fast zweitausend Jahren kaum noch genannt werden darf und darum kaum noch genannt wird, — sollte dies uns als Zeugniß gelten, sie selbst sei gar nicht vorhanden und bekannt? Wie vieles ist, umgekehrt, das seit Jahrhunderten gekannt und genannt ward, und doch nie vorhanden war, wie Erscheinungen der Geister oder wie Macht der Hexen. Und doch, wie tausend schuldlose Leben wurden diesem Wahne hingeschlachtet, laut Kirchensatzungen und peinlichen Gesetzbüchern! — Der unzerstörbare Naturtrieb aber, von welchem wir reden, ist unvertilgbar und wirklich noch unvertilgt, wenn gleich als Unnatürlichkeit, als Ehre und Scham verletzend, geächtet und verdammt. Er macht sich noch immerdar bemerkbar, und erscheint, als dunkler Zug, in den Geschichten der Menschheit. Aber der feindliche Wahn wider ihn ist es auch, der fortwährend Elend zeugt. Er ist der Unstern, der rächend über Leben und Regierung mancher Fürsten und über der Hütte manches Bedürftigen funkelt. Denket an Jakob I von England und seinen Liebling Bukingham, an Heinrich III und Ludwig XIII von Frankreich, an Papst Julius II!"

7.

Die Entlarvung.

Als Holmar so geredet hatte, und Gerold mich abermals aufforderte, meine Stimme in dieser merkwürdigen Sache zu geben, nahm auch ich die Gläser, und ließ vom alten Rheinwein hineinperlen und sprach: "Trinket zuvor, ihr Freunde, damit wir heiteres Auges das düstere Bild Holmars betrachten."

Schweigend nahmen sie die Gläser. Wir stießen an. Gerold lächelte und sagte: „Wohlan, Beda, sei du nun der Sokrates bei unserm Gastmahl, welches, was den Gegenstand der Unterhaltung betrifft, dem Gastmahle des Agathon und Kallias gleicht, aber ihm in froher Stimmung weit nachsteht.“

„Möge mir der Dämon des weisen Sokrates hold sein,“ sagte ich, „um das tiefbewegte Gemüth meines Freundes Holmar zu beruhigen; dann, wenn wir beim Nachtmahl sitzen, werden uns die weiblichen Grazien auch Rosen bringen. Ich bekenne es gern, daß Holmars Reden meiner guten Laune etwas Eintrag gethan haben; denn ich liebe ihn zu sehr, als daß ich ihn leidend sehen mag.“

„Mich?“ fragte Holmar: „Sage besser, du sahst heller vielleicht, als sonst, oder von einem ungewöhnlichen Standpunkt, eine leidende Welt.“

„Nein, im Ernst, mein Holmar,“ antwortete ich ihm, „diesmal beklage ich mehr dein menschenfreundliches Herz, als die Welt, welche, wie mir's vorkommt, wohl zuweilen durch den Eros, aber nicht durch dessen Verkennung, leiden mag. Denn alle Tugend, Zartsinnigkeit und Weisheit der Griechen in Ehren, scheint mir dieser Eros, dieser Friedenstörer, von verschiedenen Seiten verdächtig und vom Haus aus ein muthwilliger Gott, der sich unter allerlei Verkappungen gefällt, auch die Sokraten zu äffen.“

„Vorwärts, vorwärts, Beda!“ rief Gerold mit aufwieglerischer Lust: „Das heißt den Krieg erklärt. Zieh, wenn du kannst, dem Welttyrannen die Maske vom schelmischen Gesicht!“

Ich erwiederte: „Er ist ein Proteus, der uns unter den Händen zu einer andern Gestalt wird. Wenn Holmar

und ich nur erst einverstanden sind, daß wir einen und denselben vor uns haben! Darum, Holmar, erlaube mir nur einige vorläufige Fragen. Sagtest du nicht, jene tugendhafte Seelenliebe, welche nicht dem Geschlechte nachfragt, sei einer der ewigen Grundtriebe unserer Natur, gleich der Mutterliebe zum Kinde; daher gewaltig und unwillkürlich, und weil dem so sei, müsse der wahnsinnige Fluch, mit dem ihn die Welt belegt, die Welt mit Verderben erfüllen?"

Holmar antwortete: "Du wiederholst meine eigenen Worte."

"So bist du uns noch die Erklärung schuldig geblieben," sagte ich, "warum jene Seelenliebe selten oder nie im weiblichen Geschlecht wahrgenommen wird, da doch die menschliche Natur auch in ihm besteht. Sogar die Griechen wußten von der begeisterungsvollen Seelenliebe zwischen Frauen und Jungfrauen nichts."

"Allerdings ist dem weiblichen Geschlechte," erwiederte Holmar, "diese Seelenliebe so fremd geblieben, wie dem männlichen Geschlechte jenes eigenthümliche, gewaltige Gefühl der Mutterzärtlichkeit gegen den Säugling. Jedes der Geschlechter empfing aus den Händen der Natur eine besondere Gabe; aber warum beide nicht beiderlei? das verschwieg uns die Natur. Wie könnt' ich's dir verrathen?"

"Doch bleibt mir auffallend, daß jedes Weib, sobald es Mutter geworden, von unwiderstehlicher Zärtlichkeit gegen den Säugling ergriffen wird. Ich erkenne darin die Allgemeinheit und Wahrheit eines Naturgesetzes. Hingegen leben Millionen des männlichen Geschlechts, welche von der Kindheit bis in's Greisenalter nichts von einer innigen, unwiderstehlichen, ausschließlichen Zuneigung zu

ihres Gleichen empfanden; selbst bei den Griechen nicht, weil man sonst gewiß bei ihnen nicht denen Vorwürfe gemacht haben würde, die keinen Liebling hatten. Ist nun die Seelenliebe ein in der Natur des männlichen Gemüthes wohnender Trieb: warum äußert er sich nicht in Allen unsers Geschlechts, warum nur in einer mindern Zahl desselben? Oder ist zwischen Männern und Männern abermals eine Naturverschiedenheit?«

»Du weißt es, Beda,« antwortete Holmar, »was dich befremdet, hat auch den weisesten Griechen Befremden erregt. Und warum sollen wir, da uns Erfahrung überzeugt, nicht auch an eine Naturverschiedenheit im männlichen Geschlecht glauben? Deutete nicht schon Plato selbst auf die Verschiedenheit, auf ein Doppelgeschlecht unter den Männern, auf das Geschlecht des Reinmännlichen, welches nur an Männer gezogen wird, und auf das des Männlich-Weiblichen?«

»Ei, ei!« unterbrach ihn Gerold: »Ich will nicht hoffen, daß du im Ernste redest, da selbst dein Plato den Einfall nur mit Lächeln feil bot, und ihn durch des Aristophanes mythischen Schwank beim Gastmahl sogar lächerlich machte. Denn auf nichts Anderes war es doch wohl abgesehen, wenn Aristophanes von den ursprünglichen drei Doppelmenschen auf Erden erzählte, dem doppelten Weibe und dem aus Mann und Weib am Rücken zusammengewachsenen Menschen. Dann wie Zeus, den Uebermuth dieser Sterblichen zu strafen, alle gespaltet habe, daß aus dem Mann-Mann zwei Männer, aus dem Mann-Weib ein Mann und ein Weib wurden, und wie daher noch jetzt jeder Theil seine von ihm getrennte Hälfte suche und ausschließlich liebe.«

Darauf versetzte Holmar: „Wenigstens sinnreich bleibt der Scherz. Und kann unser Ernst nicht immer vom Geheimniß der Natur den Schleier heben, mag es doch dem Scherze gestattet sei, neckend daran zu zupfen. Ohne Zweifel lag auch wohl etwas Aehnliches dem Glauben des gemeinen Volks über die große Gewalt jenes Grundtriebes in vielen und doch nicht in allen Männerseelen zum Grunde.“

Ich erwiederte: „Was sich damals der große Haufe eingebildet habe, das entscheidet nichts und kann uns einerlei sein. Aber mir scheint, daß die weisern Griechen, daß die Gesetzgeber selbst in ihrem Glauben von der männlichen Seelenliebe nicht so weit gingen, als du, mein Holmar. Denn sie hielten dieselbe keineswegs für einen Grundzug in unserer Natur, durch dessen Vernichtung oder Unterdrückung das Wesen der Seele gleichsam verstümmelt und elend werde; schwerlich hätten sie sonst den Sklaven die Seelenliebe untersagt: sondern für eine löbliche Sitte, die man zur Veredlung jugendlicher Gemüther beobachten solle. Du selbst, Holmar, wirst eingestehen, du selbst hast es gesagt, daß das, was als Trieb der Natur in unserm Wesen vorhanden ist, unmöglich durch Gesetze in denen ganz ausgerottet werden könne, in welchen es einmal erwacht. Aber eben so unmöglich kann es durch Gesetze in jenen hervorgerufen und erzwungen werden, in denen es nicht ist. Der menschliche Gesetzgeber kann nur das gebieten, was in menschlicher Fähigkeit und Willkür liegt.“

So sprach ich, und schwieg, um Holmars Meinung zu erwarten. Nach einigem Bedenken sagte er: „In diesem kann ich dir keinen Widerspruch leisten. Auch die Mutterzärtlichkeit gegen das Kind läßt sich durch kein Ge-

bot, durch keine Strafe ganz unterdrücken, aber auch eben so wenig, wo sie fehlt, plötzlich schaffen. Ich muß dir Recht geben, und fühle doch dabei Widerspruch in mir selbst.“

„Vielleicht,“ sagte ich, „nur darin, daß du das, was, wie die Freundschaft, wie die Tapferkeit, wie die Ehrfurcht und jede andere Tugend, von unserer Willkür abhängt, als einen reinen Naturtrieb ansahest. Als solchen betrachtete Griechenland aber die Seelenliebe der Männer nie, sondern als etwas freien, starken, vaterlandssinnigen Gemüthern Geziemendes. Darum verboten die Gesetze diese Liebe den Sklaven, und verlangten sie dieselbe von tugendhaften, freien Männern. Hätten die Gesetze den Sklaven einen Grundtrieb des menschlichen Wesens zum Verbrechen gemacht, so würden die Griechen das Verbrechen gegen die Natur begangen haben, welches du den Völkern späterer Jahrhunderte zum Vorwurf gemacht hast, und wodurch, wie du sagtest, die Menschheit in ihrem Wesen verstümmelt worden sei.“

Gerold rief, mich unterbrechend: „Dem Himmel Dank, und dir, Beda! meine Vernunft fühlt sich wieder genesen; ich komme wieder zu mir selbst, und sehe die ehrliche Welt wieder im alten Gleise fortrücken.“

„Ich kann dir, Beda,“ sagte Holmar, „keinen Trugschluß vorwerfen. Und wenn die Griechen die männliche Liebe einen Trieb nannten, so ist er das, wie jeder Vernunfttrieb zur Tugend. Darum aber ist das große Räthsel für mich lange noch nicht gelöset.“

„Wenigstens soviel entschieden gewonnen,“ rief Gerold, „daß die Seelenliebe der Männer und Männer Sache der Willkür sei, über die, ohne darum die Natur der

Menschheit zu verstümmeln, das bürgerliche Gesetz verfügen kann oder die öffentliche Meinung.«

»Das eben ist noch der ungelösete Knoten!« sagte Holmar: »Denn wie trat der Eros in die Welt hinein, wenn er nicht durch die Natur selbst eingeführt worden ist? Und ist er naturgemäß, wie darf man ihn verdammen? Ist er naturwidrig, wie kommt es, daß er zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen tausend männliche Gemüther ergriffen hat, ja, wie in Griechenland, die Achtung eines ganzen Volkes gewann? Wie kommt es, daß er mit unwiderstehlicher Macht sich der Herzen bemächtigen, und gegen alle Ueberzeugungen der Vernunft ihrer Herr werden und bleiben kann?«

»Wie jede andere Leidenschaft!« fiel ihm Gerold in die Rede: »Wie sogar die Liebe des Kartenspiels.«

»Ich gebe zu,« sagte Holmar, »Leidenschaft sei mit dieser Liebe der Männer zu Männern endlich verbunden, wie sich denn die Leidenschaft mit Allem vermählen kann. Allein wie, und das ist die Frage, wie kann diese Leidenschaft, diese Liebe, so gählings entstehen, unvorbereitet, unwillkürlich von Männern zu Männern, wovon so viel Beispiele zeugen? Da sie doch keine Frucht des Nachdenkens, oder der allmäligen Gewohnheit, oder unserer reinsittlichen Natur ist, — woher entspringt sie, wenn nicht aus einem in unserm Wesen tief wohnenden, zu wenig erforschten Triebe? Ich will nicht läugnen, daß in Griechenland Tausende lebten, welche sie, als eine zärtliche Freundschaft, aus Vorsatz und freiem Willen, gleichwie die Liebe irgend einer andern löblichen Sache, z. B. Viele bei uns den ehelichen Stand, annahmen, ohne alle Leidenschaft; allein wir haben auch Beispiele des

Gegentheils. Und diese sind es besonders, von denen ich rede.“

„Allerdings, mein Holmar,“ erwiederte ich, „diese sind es, welche das zum Räthsel machen, was zwischen Personen zweierlei Geschlechts kein Räthsel mehr wäre. Auch ich stimme dir bei, jene wunderbare, den Griechen heilige, uns aber verdächtige und oft verdammliche Liebe quillt aus den Tiefen eines der heiligsten und mächtigsten Triebe menschlicher Natur. Daher ihre Gewalt und ihr Wiedererscheinen in allen Zeitaltern.“

Gar lebhaft rief Holmar: „Mehr behauptete ich selbst nicht! Unsere Ueberzeugungen treten zusammen.“

„Nur noch ein Argwohn,“ sagte ich, „scheidet sie von einander.“

„Der wäre?“ fragte Holmar.

„Wie, wenn der Eros zuletzt doch nur ein verkappter, ganz gemeiner Amor wäre?“ antwortete ich. „Nichts als eine der mannigfaltigen, seltsamen Verirrungen des Geschlechtstriebes? Laß uns mit aller Unbefangenheit den Argwohn verfolgen, damit wir erkennen, ob er ein guter oder trüglicher Wegweiser sei! Uns Allen ist die Gewalt des Amor, des vergöttlichten Geschlechtstriebes, bekannt. Wenn er erwacht zur Herrschaft, bezwingen ihn weder Furcht und Schrecken noch Beweggründe der Vernunft, weder Einsamkeit noch Zerstreuung, weder der Zauber aller irdischen Freuden noch der warnende Ernst der Religion. Entrücke seiner Sehnsucht jeden beseelten Gegenstand: er wird das Todte beseelen und umfassen; umringe ihn mit Shakespeare's wüsten Kalibanen, und er wird einen Engel unter denselben finden. In den gottgeweihten Zellen schwört ihm die Nonne ab; aber mit doppelter Inbrunst hängt ihre Seele dem unsichtbaren

Bräutigam im Himmel an, der ihr in Träumen erscheint und ihr Wesen mit Entzücken durchschauert; und die Jünglinge der Klöster bringen dem vielgefeierten Urbilde des Schönen, der heiligen Maria, zärtliche Verehrung, und begrüßen diese Himmelskönigin mit allen süßen Namen, welche je die Liebe für ein irdisches Wesen erfand. Der roh Hirt in der Einöde der Alpenfelsen drückt seine heißen Küsse auf das Fell einer schönen Ziege, und der königliche Pygmalion auf den kalten Marmor der Bildsäule, die sein eigener Meissel aus dem Felsenblocke hervorschlug. Die ganze Weltgeschichte ist von den Wirkungen dieser wunderbaren Macht und ihrer unglaublichen Verirrungen erfüllt. Sie führte zahllose Sterbliche zu den Gipfeln des Ruhms und zu den blutigen Richtstätten; änderte die Schicksale der Völker und den Gang der Religionen; entzündete die jugendlichen Gemüther in Klöstern und auf Schlachtfeldern zur Selbstopferung, und machte Tyrannen und Halbgötter, Heilige und Wahnsinnige.“

„Ha!“ sagte Holmar nachdenkend: „Ich verstehe dich. Fahre fort, obgleich schon das Ziel deines Weges sichtbar ist.“

„Menschenkenner!“ sprach ich, und drückte Holmars Hand, denn mir war, als müßte ich ihn um Verzeihung bitten, weil ich einen seiner lange gehegten Träume von der Menschennatur, wenn auch nicht den erquickendsten, zerstören wollte: „Menschenkenner, wenn du die Innigkeit, die tiefe Zärtlichkeit sahst, mit welcher ein kindliches Mädchen, noch lange nicht zur Jungfrau entknospet, ihre Gespielin schmeichelte, ahnete dir nichts von der beginnenden Zauberei, mit welcher der vermummte Amor ein Herz schlagen machte, das sich selbst noch nicht verstand? Es gibt wohl wenige Männer von gefühl-

voller Gemüthsart, welche nicht auch, als Knaben, von irgend einem andern hübschen Knaben stärker denn von allen andern sich angezogen fühlten, und diesem mit einer fast leidenschaftlichen Zuneigung anhingen, welche sie nachher nie wieder in dieser Art gegen Personen ihres eigenen Geschlechts empfanden. Ich selbst erinnere mich eines solchen Zuges von mir aus meinem Kindheitsalter. Daher die lange bleibende Sehnsucht nach einem Freunde, wie man sich ihn gern träumt und nie findet, besonders im Ungestüm der Jünglingsjahre, wo mancherlei Verhältnisse noch vom nähern Umgang mit Frauenzimmern entfernt halten, oder noch keine weibliche Schönheit den Sieg über uns errang. Daher die überspannten Begriffe sowohl bei jungen Männern als bei Jungfrauen, welche sie von der wahren Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechts hegen!“

Ich schwieg. Gerold lächelte zufrieden und sagte: „Beda, du schleichst dem vermummten Amor und Eros auf den Fersen so glücklich nach, daß es Schade wäre, wenn du ihn nicht noch bei den Flügeln ergriffest!“

„Zwar in unsern Ländern,“ fuhr ich fort, „ist der Umgang beider Geschlechter erlaubt, und nicht, wie in Asien, verboten. Allein dennoch findet sich eine Art freiwilliger Scheidung ein. Der wildere Knabe spielt am liebsten mit seines Gleichen, und plagt das kleine Mädchen, weil es immer etwas voraus haben will, oder weint. So bleibt es von diesem entfernt; als werdender Jüngling nicht minder; denn theils reift er viel später als die Jungfrau, theils zerstreuen ihn Anstrengungen und Arbeiten auf dem Felde, in den Werkstätten, in den Schulstuben. Und wenn im Jüngling die dunkle Sehnsucht des Herzens heller wird, tritt er scheu vor dem andern Geschlecht zurück,

sei es, weil ihm der Zwang lästig ist, welchen er seiner ungebundenen, noch knabenhaft-rohen Art, in Gegenwart feingesitteter Frauenzimmer auflegen muß; oder weil er im Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit, die dem Alter eigen ist, welches Jean Paul die Flegeljahre heißt, blöde und scheu dasteht; oder weil er stark und besonnen genug ist, zu begreifen, daß er auf seiner erwählten Lebensbahn noch mit keinem Ernste an irgend eine Liebe denken darf: oder weil ihm bei seiner eigenthümlichen Sinnesart der Umgang mit Weibern, wie sie ihm bisher erschienen, nicht zusagt. Während so vom andern Geschlechte mehr oder minder willkürlich sein Herz entfernt bleibt: verstummt die Stimme der Natur in diesem Herzen nicht. Sie redet der Freundschaft das Wort für irgend einen Liebling, und erhöht diese mit Leidenschaft zu irgend einer Schwärmerei, von deren Ursprung er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß. Je entschiedener und standhafter die Denkart des Mannes ist, um so dauerhafter wird seine Neigung; je weniger befriedigend diese neben seiner ewigen Sehnsucht steht, um so stürmischer, Alles überwältigender wird die Zuneigung, welche zuletzt sein ganzes Wesen so verzehrt, wie die unglückliche Liebe eines Werther oder Siegwart, oder eines Mädchens verzehrend wird, die hoffnungslos um den Geliebten seufzt.“

Lachend rief Gerold: „Siehst du den Eros Griechenlands, wie er leibt und lebt! Schon hältst du den gefährlichen Schalk an der Spitze seines Fittigs!“

Doch hüte dich, Beda, daß er dir nicht entschlüpfe,“ sagte Holmar, „oder daß du nicht den falschen erwischest! Wäre es mit ihm, wie du sagst, so würde er auf gleiche Weise wohl auch, und aus gleichen Ursachen, Mädchen zu

Mädchen führen, und doch kannte weder die alte noch die neue Welt solche Erscheinungen in ähnlicher Menge."

"Aber man kannte sie doch," versetzte ich: "und Diderot wußte darum und die geheime Geschichte manches Nonnenklosters. Doch, zum Glück der Menschheit mußten sie in allen Welttheilen natürlich selten sein, weil die Jungfrau, unter allen Himmelsstrichen schneller aufgeblüht und entwickelt als der Mann, sogleich mit den ersten Tagen ihrer Blüthe die Huldigungen der Bewunderer und Anbeter, und eben nur während der ersten Blüthe empfängt. Damit wird sie früh in den Kreis des männlichen Umgangs herübergezogen: ihre Bestimmung wird sich eher klar, als dem Jünglinge; und sei es in den Tanzsälen der Europäer, oder in den Harems der Asiaten, immer wird die Sehnsucht ihres Gemüthes vor jenen Verirrungen gesichert, die von der Natur entfernen."

Gerold nahm hier das Wort und setzte hinzu: "Auch schon ehe das kleine Mädchen zur Jungfrau reift, wird es in den Verhältnissen des häuslichen Lebens seiner Bestimmung auf kürzerem Wege zugeführt. Es lernt sich schmücken und gefallen wollen, während die Knaben mit einander raufen; es spielt, mütterliche Freuden ahnend, mit Puppe und Wiege, während die Knaben mit hölzernen Gewehren dem Wirbel ihrer Trommel folgen; es denkt, als letztes Ziel, an die Tage des bräutlichen Lebens, während die Knaben, noch als Lehrbuben oder Schuljungen, von den Zeiten der Wanderschaft, vom Stolze der Meisterschaft, von Ehrenstellen und Heldenwerken und Thaten, der Unsterblichkeit werth, ihr Süßestes erträumen."

"Wenn es bei uns noch möglich ist in Europa," fuhr ich fort, "daß junge Männer sich von der Sehnsucht ihrer

von ihnen selbst vergessenen Natur irre führen lassen: um wie viel leichter war es im alten Griechenlande, wo die Scheidung beider Geschlechter schärfer als bei uns gezogen war! Dort lebten mehr und längere Zeit, als bei uns, Männer ausschließlich mit Männern. In Werkstätten, Schauspielen, Bädern, auf Märkten und Feldzügen sahen sie meistens nur sich; während die Weiber in den Gynäceen verschlossen mit Vätern, Brüdern und Verlobten und Ehemännern umgingen. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle geistige Bildung war das Gut des Mannes, während das Weib auf das Treiben im engen, häuslichen, ruhmlosen Leben und auf die Kunst des Putzes beschränkt blieb. Daher lenkte sich früh die Achtung des Mannes dem Manne zu, während das durch die bürgerlichen Ordnungen stiefmütterlich versäumte Weib selten oder nie durch Hoheit des Gemüthes und Reichthum geistiger Bildung bleibendes Wohlgefallen erregen konnte. Vergänglich war der Jungfrau Schönheit; ihr schwächliches Wesen dem heldensinnigen Griechen und seiner Leidenschaft für Ruhm und Vaterland unwerth. Seine Neigung konnte sie daher nur auf kurze Zeit, und nur weil sie Weib war, fesseln. Dauerhafter und genußreicher mußten die Freundschaften der Männer unter einander sein, oft durch gegenseitig Hilfe, oft durch gleiche staatsthümliche Ansichten, und bürgerliche Bestrebungen und andere Interessen gestärkt. Denket euch nun hinzu die Schwärmerei der Jugend, das Fernstehen vom weiblichen Geschlecht, den Zauber des Schönen für den allem Schönen aufgeschlossenen Sinn des Griechen! Ja, es ist nicht zu läugnen, daß im Antlitze eines schönen Jünglings weit seelenreichere Züge sprechen, und mehr Heldenmuth, Hochgefühl, Zärtlichkeit und Schwärmerei uns darin anreden, als im Gesichte des schönsten Mädchens, weil jener

schon früh seine Leidenschaft offen spielen läßt, die dann seinen zarten Mienen die ersten Spuren eingräbt, während das Mädchen mit sittiger Klugheit ihr Innerstes verhehlt, und gerade das Gesicht, statt zum Spiegel, nur zum Schleier ihres Gemüthes macht.“

Gerold sagte: „Wohl, Beda, werden mir jene wunderbaren, vielgepriesenen Freundschaften des Alterthums heller, in welchen sich mit der Hochachtung des gegenseitigen Verdienstes die Brüderlichkeit gleichgestimmter Seelen, die Kraft der Aneinandergewöhnung und die gewaltige Leidenschaft eines in sich selber irren Naturtriebes verbanden. Ich kann mir's denken, mit welchem Heldenmuthe da Bruder neben Bruder wetteifernd für den Ruhm des Vaterlandes und für das theure Leben des geliebten Freundes focht; wie die Heldenjünglinge in der thebanischen Kohorte Einer an der Seite des Andern, kämpften, fielen, ausathmeten. Ich kann mir's denken, wie unter solchen Verhältnissen, da dem Manne am Manne weibisches Wesen und Zieren anekelt, Einer nur des Andern Denkart zu veredeln strebte. Denn wer hätte nicht den, welchen er mehr als sich selbst liebte, gern als das vollkommenste der Geschöpfe hingestellt und bewundert wissen mögen? Ich kann mir's denken, wie tugendhafte Gesetzgeber und Weisen solche Freundschaften, die aber auch nur in den Eigenthümlichkeiten des griechischen Bürgerlebens möglich waren, zur Pflicht machten; sie für das beste Erziehungsmittel, sie für die stärkste Schutzwehr vaterländischer Freiheit, sie für die reichste Quelle edeln Sinns und großer Thaten und für den reinsten und süßesten Genuß des Daseins halten mußten. So lange die Griechen einfach, mäßig, frei und kriegerisch lebten, war ihr Eros ein reines, ein heiliges und heiligendes Wesen. Sobald ihnen aber Gold über

Ruhm, Bequemlichkeit über Freiheit ging, und sie mehr Bildsäulen und Denkmäler, als lebende Helden hatten, verlor sich Eros unter dem weibischen Girren entarteter Dichter in den Schlamm der Thierheit, und der Fluch und Abscheu der Welt drückte ihn vernichtend und mit Recht in den Abgrund des Schlammes, in sein Grab.“

„Viel Wahres habet Ihr gesprochen!“ sagte Holmar: „Nur eins bleibt widerstrebend, daß Ihr in dieser reinen Seelenliebe zuletzt immer nur das Spiel und Wesen des gemeinen Geschlechtstriebes wahrnehmen wollet, eines Triebes, dem der Eros eben am feindseligsten ist. Ja, diese heilige Anneigung der Seelen trägt in sich selbst Abscheu vor jedem unlautern Gedanken.“

„Allerdings, Holmar,“ erwiederte ich ihm, „trägt sie Abscheu vor ihm. So ist die erste Liebe des Jünglings, so die erste Liebe der Jungfrau in ihrem Streben heilig, Alles vergöttlichend und voll Grauens vor roher Thierheit. Heilig, wie sie selbst, erblickt sie in der geliebten Person nichts Irdisches, sondern nur Ueberirdisches, nichts Menschliches, sondern nur den Engel. Anschauung und schweigende Anbetung und ein beseligendes Erwiedern des liebebekennenden Blickes ist höchster Genuß; der bloße Gedanke nur an einen Kuß, ist schon Entweihung und frevelvolles Vergehen am Heiligthum. Und doch wirst du mir gestehen, Holmar, daß diese gegenseitigen Vergötterungen zweier Liebenden ihren Ursprung im allgewaltigen Gebot der Natur haben, deren Zepter alle beseelten Geschöpfe wissend und unwissend gehorchen. Nimm deinen Plato, nimm deinen Xenophon und Plutarch und die Gesetzgeber und die Dichter Griechenlands alle noch einmal in die Hand, und dir wird die Selbsttäuschung Aller über die Heiligkeit ihres Eros unverkennbar erscheinen. Er entspringt bei

Einzelnen, wie bei Völkern, zwar aus der Verirrung des Naturtriebes; doch ist er rein und erhaben, wie immer die erste und wahrhafte Liebe ist; aber zuletzt geht bei Einzelnen und Völkern diese Liebe ekelhaft aus. Eros zündet seine Fackel am Lichte der Schönheit eines Jünglings an, der mit mädchenhafter Grazie zwischen dem Knaben- und Mannesalter schwankt, und sinkt endlich aus den reinen Himmeln der Unschuld in wüste Unnatur und Thierheit zurück. Das verhehlen dir selbst die Gastmähler Xenophons und Plato's und alle Liebessänger Griechenlands, nicht.“

Holmar sah mich nachdenkend an und sprach: „Ich weiß nicht, ob du mich überreden oder überzeugen willst, Beda. Allein ich werde deine Rede im Gedächtnisse bewahren und bei mir überlegen. Sollte aber wohl der ehrwürdige Sokrates, sollte wohl der göttliche Plato so voll des Volkswahnes gewesen sein, daß sie die Wahrheit, die sich ihnen überall nackt wies, nur hier nicht erkannt hätten? Kannst du glauben, o Beda, daß solche Männer dem Unnatürlichen und den Verirrungen des menschlichen Gemüths die schönste aller Lobreden gehalten hätten? Nimmermehr! ich kann es nicht.“

Dem entgegnete ich: „Gedenke, Holmar, daß Sokrates die Nichtigkeit der Götter des griechischen Volkes wohl kannte, und ihnen dennoch opferte. Vergiß nicht, daß alle Weisen die herrschenden, selbst übeln Sitten ihrer Nation nur mit sorgsamer Umsicht berührten, und, wenn sie nicht hoffen konnten, dieselben auszurotten, daß sie nur trachteten, dieselben vom Unflat zu reinigen und zu adeln, oder sie zu Stützen und Unterlagen des Edlern zu machen. Trieb nicht auch Christus Teufel aus? — Wahrlich, mein edler Freund, je länger ich über diesen Gegenstand denke,

je schauderhafter wird mir der Gedanke, Griechenlands Gesetzgebung in dieser Hinsicht zum Muster zu geben. Lukasson ward nicht durch eine tugendhafte Freundschaft, sondern durch eine wüthende, alle Vernunft, alle Tugend zerstörende Leidenschaft unglücklich, welche er nicht zur rechten Zeit meisterte, und welche ihn zum Wüstling, endlich zum rasenden Mörder machte. Könntest du Schutzredner der Leidenschaften sein, bloß weil sie doch auch in unserer Natur gegründet sind? Sie allein sind die Quellen aller Verbrechen."

Holmar rief: "Du läugnest also gänzlich das Dasein jener einigen, unwillkürlichen, zärtlichen Neigung zweier Seelen zu einander, welche, durch ihre Naturen an einander gezogen, sich ohne Rücksicht auf Geschlecht lieben können?"

Ich erwiederte: "Ich läugne nicht das Dasein einer solchen reinen Liebe, die ganz unwillkürlich ist. Denn gleichwie die Hochachtung, so ist auch die Liebe niemals willkürlich, weil wir immer nur das hochachten und nur das lieben können, was durch höhern Werth, sei es Tugend oder Schönheit, unsere Hochachtung und Liebe erzwingt. Ich läugne nicht das Dasein einer zur Leidenschaft übergehenden Liebe, welche durchaus von der Vorstellung des Geschlechts und von allen damit verbundenen Begierden rein ist. Aber ich werde so lange glauben, daß sie nichtsdestoweniger ihr Entstehen den dunkeln und irregehenden Begierden der Geschlechtsnatur danke, bis du mir beweisest, daß zwei sich auf die reinste Weise liebende Personen nicht endlich immer, wenn die Umstände gemäß sind, mit ihrer Liebe in's Sinnlichere untergehen werden. So ist die Flamme der ersten Leidenschaft zwischen unschuldigen Jünglingen und Mädchen wohl allezeit rein und

veredelnd. Ja, Wüstlinge gibt es, welche, sogar nach langen Ausschweifungen, von einer tugendhaften Schönheit gerührt, in vorher unbekannten edlern Gefühlen der Liebe, mit aller Sehnsucht und Schwärmerei derselben, und mit allem Abscheu vor gemeinerm Genusse, bessere Menschen wurden.“

„Vollkommen einverstanden!“ rief Gerold: „Mir begegnete es in meinen jüngern Jahren, daß ich sterblich in ein Mädchen verliebt ward, welches mir im Traum erschien. Mein Herz erfüllte sich mit unnennbarer Sehnsucht. Es war mehr eine Heilige, eine Ueberirdische gewesen, als eine der sterblichen Töchter der Erde. Ihre himmlische Gestalt schwebte mir lebhaft vor. Ich suchte sie unter allen umherwandelnden weiblichen Erscheinungen vergebens wieder. Ich suchte vergebens die Wiederholung des Traumes zu erkünsteln. Ich war einige Zeit unglücklich, und mochte wohl einem halben Wahnsinnigen gleichen. Endlich verflog der Rausch. Zweifelst du, Holmar, daß hier nicht die reinste Seelenliebe waltete. Und dennoch wirst du zugeben, daß der Einfluß keiner andern Seele die Leidenschaft erweckte. Die Einbildungskraft äffte mich, die Gauklerin! und sie that es wahrscheinlich auf Geheiß der sich im Dunkeln regenden Geschlechtsnatur.“

Als Gerold dieses von sich erzählte, fiel mir bei, daß mich einst in der Jugend ähnliche Leidenschaft für ein weibliches Bild ergriffen hatte, welches, allen meinen Urbildern des Weiblich-Schönen entsprechend, noch dazu nur auf eine Tabakdose gemalt war, und wobei also von keiner gegenseitigen Seelenentwickelung Rede sein konnte. „Schwerlich; also,“ sagte ich, „dürften es wohl die Seelen sein, die sich wechselweise entzünden zur Liebe. Das Ideal des Schönen, welches, ihm unbewußt, in jedem Sterblichen

lebt, weckt endlich, wenn eine ihm mehr oder minder entsprechende Gestalt in der Wirklichkeit erscheint, die Sehnsucht der Natur zur Vereinigung mit derselben; oder der erwachte Naturtrieb, indem er die Sinne blendet, verwandelt den ersten, den besten Gegenstand der Wirklichkeit zum Ideal alles Schönen.“

Wie wir noch also mit einander sprachen — schon brannten die Wolken des Himmels über uns im goldenen Abendschimmer, — traten Augustine, Claudia und der junge Holmar mit seiner Geliebten in die Jasminlaube, uns zum Abendessen abzuholen.

Wir gingen. Die Heiterkeit wandelte voraus, der Ernst folgte. Holmar blieb, indem wir Beide schweigend dem laut scherzenden Haufen nachzogen, mitten im Garten stehen, und ergriff meine Hand, indem er sagte: „Beda, ich bin dir noch einen Dank schuldig geblieben. Lukasson mußte nicht nur nach dem Gesetze sterben, sondern er war auch strafbar. Ich anerkenne, daß das Einwilligen des Geistes in die vernunftlose Uebermacht einer Leidenschaft, welche es auch sein möge, strafbar ist, oder nichts Strafe verdient. Ich bin über einen Punkt beruhigt, über welchen ich es auch ohne diesen Abend hätte sein sollen. Ueber einen andern Punkt aber — — nun ja, als redlicher Freund des Wahren räum' ich ein, es sei der Irrthum auf meiner Seite eben so möglich, als er es auf der deinigen ist, allein ich fordere Bedenkzeit. Die Natur hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen.“

Agathokles,

Tyrann von Syrakus.

Seit einem halben Jahre wohnte in einer der angenehmsten sizilianischen Gegenden, einige Stunden von der reichen Stadt Syrakus, die Familie des griechischen Bildhauers Mikon. Ein Landhaus, von weitläufigen Nebengebäuden umgeben, zwischen Kornfeldern, Wiesen und Weingärten, Alles von einem Bach bewässert, der durch das Thal floß; auf der Höhe hinter dem Landhause die endlose Aussicht über das Meer — ein kleiner Tempel droben — wer hätte da nicht gern wohnen mögen? Der Sitz in dem einsamen Thale war von allen Landstraßen abgelegen. Eben diese Entfernung vom Menschengewühl hatte der Bildhauer seinen Söhnen empfohlen, da er sie mit Weibern und Kindern von Korinth wegschickte, um in Sizilien einen Ruheort anzukaufen, wo er in glücklicher Stille den Abend seines Lebens genießen könnte. Er selbst war erst, nachdem der Ankauf geschehen, von Korinth abgereiset, begleitet von seiner Gemahlin und dem jüngsten seiner Söhne.

Es ward ein rechter Freuden- und Siegeszug, als Mikon in seine neue Besitzung einzog. Denn seine Söhne mit ihren Gattinnen und Kindern waren ihm, festlich geschmückt und bekränzt, weit entgegen gegangen. Der hohe Greis weinte Freudenthränen unter dem Jubel, mit welchem sie ihn umringten. Er hatte sein zweiundsiebenzigstes Jahr an dem gleichen Tage angetreten, da er, nach langer Trennung, alle seine Lieben wieder beisammen fand. Er zählte sie, rief sie alle, groß und klein, bei Namen, und umarmte und segnete sie alle. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, aber seine Kräfte nicht geschwächt. Ein mildes Feuer glänzte in seinen Augen. Die Farbe der Gesundheit röthete seine Wangen. Er nahm eine Urenkelin auf den starken Arm, und so, umschwärmt von seinen Angehörigen, trat er in sein neues Eigenthum. Er untersuchte Alles; fand Alles gut. Seine Töchter, Schwiegertöchter und Enkelinnen hatten mit einander gewetteifert, die ihm bestimmten Zimmer mit jeder Anmuth, jeder Bequemlichkeit zu bereichern, die dem Alter behagt, oder von der ihnen ahnete, daß er sie gern sehen würde.

Von nun an genoß er den seligen Frieden am eigenen Herde; das stille Glück, welches er als sein höchstes gewünscht hatte. Er war von Syrakus gebürtig. Obgleich er aber seine meisten Jugendfreunde alle überlebt hatte, und in der großen Stadt, die er seit fünfzig Jahren nicht gesehen, Keinen mehr kannte, war doch Sizilien immerdar seine Sehnsucht geblieben, und daß seine Asche einst in väterlicher Erde ruhen möge.

Alle Tage in der Morgenkühle pflegte er einen Gang durch seine weitläufigen Besitzungen zu machen, um sie und jede Stelle des anmuthigen Thales kennen zu lernen. Solcher einsamen Wanderungen war er von jeher gewohnt.

In Griechenland hatte er sie selbst beim übelsten Wetter nicht versäumt. Sie gehörten zur Nahrung seiner Kraft. Gewöhnlich begleitete ihn nur ein Sklave in gewisser Ferne, daß er im Fall eines Bedürfnisses Beistand zur Hand habe. Er überließ sich da gern ruhigen Betrachtungen und Ueberlegungen. Solch einen Gang in die Einsamkeit nannte er gewöhnlich ein reinigendes Bad der Seele. Da wasche sie sich von allen kleinen Leidenschaften und Kümmernissen rein, und werde kräftig, wohlthuend, erhaben und still, wie die Natur, in deren Hauch sie sich gleichsam auflöse.

Am zwölften Tage seiner Ankunft in Sizilien bestieg er auch die Anhöhe, an deren Fuße die Gebäude lagen. Noch war er nie hinaufgekommen.

Droben auf der Schwelle des Tempels im kühlen Schatten hoher Steineichen und Kastanienbäume ließ er sich zum Ausruhen nieder. Zu seinen Füßen grünte das Thal mit seinen Gütern. Zwischen den fetten Fluren krümmte sich der Bach in großen Windungen hin, als thäte es ihm weh, die reizende Gegend zu verlassen, und im Schoos des nahen Meeres zu sterben. Weiterhin glänzte der dunkle Spiegel des Ozeans, bis in unerspähbarer Ferne Welle und Himmel duftig zusammenrannen.

Mikons Blicke durchirrten neugierig und überrascht die große anmuthsvolle Landschaft. Er war im Anschauen derselben verloren, als ihn ein Geräusch in der Nähe störte. Er sah jenseits des Tempels in der Ebene zwei Männer zu Pferde. Einer derselben stieg ab, und übergab sein Roß dem Begleiter, welcher im Schatten eines alten Baumes blieb. Der Abgestiegene schien den Fußweg nach dem Tempel zu wählen. Mikon beschloß, sich nicht

stören zu lassen, und nahm seine vorige Stellung wieder. Als er aber hinter sich ein starkes, männliches Schreiten über den Marmorboden zwischen den Tempelsäulen hörte, stand er auf.

Ein Greis, der noch älter als er selbst zu sein schien, in einfacher Kriegerkleidung, ging neben dem Altar vorbei, ohne Mikons Anwesenheit zu beachten, seitwärts die Stufen nieder gegen das Thal hin. Da blieb er stehen, und betrachtete die Landschaft mit verschränkten Armen. In seiner Stellung war etwas Gebieterisches; in den Zügen seines faltenreichen, hagern, von der Sonne gebrannten Gesichts ein majestätischer Ernst. Finster hingen graue Augenbraunen über die tiefliegenden, lebhaft funkelnden Augen.

Der alte Krieger wandte sich bald darauf wieder rasch um zum Tempel, als wollte er auch diesen betrachten. Da ward er Mikons gewahr. Er stutzte. Mikon erhob sich von seinem Sitze, ging dem Fremdling näher und grüßte. „Es scheint,“ sagte Mikon, „uns führt gleiche Absicht zu gleicher Stelle.“

Der Krieger musterte den Bildhauer von Kopf zu Fuß: dann sprach er: „Das wundert mich nicht halb so sehr, als daß ein paar Grauköpfe, wie wir, noch auf dieser Höhe zusammentreffen. Wie alt bist du?“

„Einundsiebenzig voll und einige Tage dazu.“

„Wahrhaftig, genau so alt, wie ich selbst!“ versetzte der Kriegsmann: „Wo wohnst du?“

„Drunten im Thal. Mir gehört dort der Landsitz.“

„Dir?“ sagte der Kriegsmann, und heftete schärfere Blicke auf Mikon. „Ich sollte dich kennen, sehr gut kennen, und weiß doch nicht, wo ich dich sah.“

„Vielleicht in Korinth oder Athen. Da habe ich manches Jahrzehend zugebracht. Ich bin Mikon, der Bildhauer.“

„Mikon?“ sagte der Kriegsmann, und zog nachdenkend die Stirn zusammen. Aber du bist nicht aus Griechenland.“

„Nein, ich bin aus Syrakus. Hier lernte ich das Töpferhandwerk, bis mich das Glück nach Korinth führte in die Werkstätte des Bildhauers Kallias. Bei diesem Meister lernte ich die Kunst.“

Die finstern Züge des grauen Kriegers heiterten sich bei diesen Worten plötzlich auf. Er lächelte dem guten Mikon freundlich zu und reichte ihm die Hand. „Müssen uns denn die Götter noch so spät zusammenführen?“ rief er. „Alter, sieh mich an. Kennst du mich.

Mikon schüttelte schweigend den Kopf.

„Hat mich das Alter so sehr verwandelt? Sieh mich an, Mikon! Habe ich nicht mit dir bei Lamos, dem Töpfer zu Syrakus, vor mehr denn einem halben Jahrhundert treufleißig Urnen gedreht und Lampen aus Thon geknetet? Kennst du mich noch nicht, Alter? Erinnerst du dich nicht des Karkinos von Thermä?“

„Wie?“ rief Mikon erstaunt: „Du des Karkinos Sohn? Wohl, nun dämmern mir wieder in deinen Mienen die Zügen des schönen Jünglings, den ich so herzlich geliebt, dessen ich nie vergaß, und dessen Gestalt ich oft, wenn ich aus dem Marmorblocke einen Bachus hervorschlagen sollte, oder einen Apollo, im Spiegel meiner Einbildungskraft sah.“

Die Greise umarmten sich. Dann ließen sich Beide auf den Stufen des Tempels nieder, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Weißt du noch,“ rief Karkinos, „wie wir Beide, den Tag vor deiner Abreise nach Korinth, im Tempel der Glücksgöttin das Opfer brachten; dann mit einander lange Zeit den ortygischen Damm auf und ab wandelten und von unserer Zukunft sprachen? Es scheint, die Göttin hat unser Beider Wünsche gutmüthig erhört.“

„Sie hat mir mehr gegeben, als ich damals bat. Und hätten mir die Götter weniger verliehen, ich würde darum nicht minder glücklich sein.“

„Du warst immerdar der genügsame Mikon, und bist es geblieben!“ sagte Karkinos lachend.

„Und du,“ versetzte Mikon, „warst immer der Ungestüme, Ungenügsame, Hochstrebende. Ich erinnere mich wohl noch des Opfers und unsers kindischen Geschwätzes auf dem ortygischen Damm. Du schworst damals Kriegsdienste zu nehmen, und nicht zu ruhen, bis du Feldherr wärest. Deine Kleidung sagt mir's, du hast Wort gehalten. Bist du glücklich, alter Freund?“

„Wer ist glücklich?“ sagte Karkinos. „Nur die Unsterblichen sind's.“

„Bin ich schon kein Unsterblicher, bin ich doch ein Glücklicher unter den Sterblichen!“ entgegnete Mikon. „Ich habe Gesundheit und ein zufriedenes Herz bewahrt, die Menschen geliebt und die Götter gefürchtet: mein Fleiß hat mir ansehnliches Vermögen gewonnen. Kinder, Kindeskinder und Urenkel vervielfältigen mein Leben.“

„Vortrefflich!“ rief Karkinos. „Erzähle mir von deinen Schicksalen, alter Freund. Wie ist's dir ergangen, seit wir uns trennten?“

Der Bildhauer lächelte und sprach: „Du wirst keine Langeweile bei meiner Erzählung fühlen, denn sie ist bald

abgethan. Ich kam, mein Glück suchend, nach Korinth. Da ging ich zu einem Töpfer in Arbeit. Zwei Jahre lang blieb ich in seiner Werkstatt. Mit unüberwindlichem Hang zur bildenden Kunst füllte ich meine Mußestunden mit Nachzeichnungen göttlicher Werke des Meißels oder mit Nachbildung derselben aus Thon. Neben uns an wohnte der Bildhauer Kallias. Ich war, so oft ich konnte, Zuschauer bei seiner Arbeit. Seine Kunst entzückte mich; mehr noch die Schönheit seiner Tochter Phais. Sie ward mein Urbild alles Reizes. Sie wußte es bald, daß sie es war. Ihre Zärtlichkeit belohnte meine stumme Liebe; die Götter blieben uns hold.

„Ich hatte eine Aphrodite aus Thon gebildet, und im Feuer gehärtet. Diese Aphrodite — es war die jugendliche Phais, die aufblühende siebenzehnjährige Schönheit — sie war's unwillkürlich geworden. Als mein Meister, der korinthische Töpfer, das Gebilde sah, lächelte er und sprach: Ist das nicht Phais, des Bildhauers Kallias Tochter? — Heimlich wies er dem Bildhauer einst, da ich nicht im Hause war, die Aphrodite. Diesem schien meine Anlage zur Kunst zu gefallen. Er schwor, Phais müsse mir zum Urbild gesessen haben. Phais betheuerte, daß sie nie einen Augenblick mit mir allein gewesen sei. Um so mehr war dem Kallias meine Arbeit werth. Da ich ihn folgendes Tages nach meiner Gewohnheit bei der Arbeit besuchte, lud er mich ein, sein Lehrling zu werden, und lobte meine Aphrodite. Wer war seliger als ich! Er nahm mich in sein Haus. Liebe zur Kunst und Leidenschaft für Phais gaben mir bald eine Vollkommenheit, die seine Erwartungen übertraf. Er gab mir die Tochter. Ich ward die Stütze seines Alters, nach seinem Tode Erbe seines Gutes.

„Ich zog darauf nach Athen, der Stadt der Weisen, der Schule der Künstler. Dort wurden meine Kinder in

der Kunst gebildet, die mir Ansehen und Reichthum gewährte. Einige meiner Söhne ließen sich nachher in Korinth nieder. Ein harmloses, ehrenvolles Alter krönte meine Tage. Der tägliche Umgang mit einigen der weisesten Griechen hob und veredelte mein Gemüth.

„Zuletzt vereinte ich meine ganze Familie wieder in Korinth. Der Reichthum, welchen mir Fleiß erworben, Sparsamkeit erhalten hatte, ward durch Erbschaft so vergrößert, daß ich mit den Meinigen einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen beschloß, nämlich in Sizilien, dem Lande meiner Geburt, ein unabhängiges Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen. Ich bin alt; meine Stunden sind gezählt, darum befahl ich den Kindern im vergangenen Herbst, nach Syrakus vorauszureisen, eine Länderei anzukaufen, wie ich sie wünschte, wo mit dem Nützlichen das Anmuthige vereint wäre, um dann mich nachkommen zu lassen. — Sieh hinab! fast das ganze kleine Thal ist mein Eigenthum. — Die Geschichte ist am Ende.“

Karkinos drückte seinem alten Freund die Hand und sprach: „Ich beneide dich fast. Aber deine Erzählung war zu kurz.“

„Was soll ich dir aus dem einförmigen Leben eines Künstlers, aus dem stillen Hause eines Familienvaters Merkwürdiges berichten? Man lebt da mehr in sich, als außer sich. Weißt du mir mit Worten die stille Fluth der Klänge aus einem Gesange zu beschreiben, oder die Geschichte vom Wechsel deiner Gefühle zu geben? Sieh, so ist Haus- und Künstlerleben. Große Schicksale mangeln, aber sie werden von großen Gefühlen ersetzt; diese sind das eigenthümliche Leben. Das Aeußere ist alltägliches Einerlei — von gewöhnlichen Dingen ewiges Wiederkommen. Der ruhige Spiegel eines See's, was läßt sich

von ihm viel sagen? Wenn der Wind leichte Furchen über seine Oberfläche hinweht, du siehst ihn an, und ihr Anblick schläfert dich ein. Aber in der Tiefe drunten, wohin du nicht siehest und denkest, da lebet und webet, liebet und leidet, geht auf und unter eine ganze Welt von Geschöpfen. — Lieber Alter, soll ich dir meine Lebensgeschichte vollenden: so komm und betrachte den schönern Theil desselben mit eigenen Augen in meinen Kindern und Nachkommen. Ich bitte dich, steige mit mir hinab in das Thal. Erfreue mein Haus mit deiner Gegenwart, und genieße einige Erfrischungen unter meinem Dache. Dafür will ich auch dich wieder besuchen, in deinem Hause, unter deinen Kindern, wenn du sie hast."

"Willst du das?" fragte Karkinos und lächelte sonderbar dazu.

"Allerdings will ich das! und morgen schon," antwortete Mikon, "denn wir sind beide grau und reif, und müssen, was uns noch zu thun gelüstet, schnell thun, eh' es mit nächstem Sonnenuntergang zu spät wird."

"Ich halte dich beim Wort, Mikon!" rief Karkinos.

Dieser stand schnell auf; ging durch den Tempel, winkte seinem Begleiter, der mit den beiden Rossen unter dem Baume weilte, redete einige Worte zu ihm, und kam wieder an den Ort zurück, wo Mikon saß. Der mit den Pferden sprengte davon. "Er ist einer meiner freigelassenen Diener," sagte Karkinos: "ich hab' ihm befohlen, mein Pferd zu deinem Landgut zu führen."

Die beiden Greise stiegen den Berg abwärts. Der Weg schlängelte sich gemach zwischen Felsen, von Weinreben und blühenden Gesträuchen umweht, in das Thal nieder. Dort erweiterte er sich zu einem Lustgang zwischen hohen Pappeln, die zu einem geräumigen Hofplatz führten,

von Wirthschaftsgebäuden umgeben. — Ohnweit derselben, auf einer milden Anschwellung des Erdbodens, erhabener, als die übrigen Gebäude, stand Mikons Wohnung, rings von einem Säulengang umzogen. Vor dem Eingang sprang ein Brunnen, von sieben Palmen majestätisch überragt. Dort, auf dem Teppich des Rasens, spielten Kinder von allerlei Alter, während unter der kühlen Vorhalle ein Frühmahl für die ganze Familie von sehr einfachen ländlichen Speisen bereitet stand. Man schien nur Vater Mikons Ankunft erwartet zu haben. Denn wie sich die beiden Alten näherten, traten viele Personen beiderlei Geschlechts aus dem Hause hervor, über den Rasen, fröhlich gegen die Palmen, den allgemeinen Vater zu begrüßen.

Mikon sprach zu Karkinos: „Das sind meine Kinder!" — Er begrüßte sie alle, und stellte sie seinem Freunde vor: vier Söhne mit ihren Frauen, siebenzehn Enkel und Enkelinnen, dazu drei Urenkel. Mutter Phais, in ehrwürdiger, edler Gestalt, war von den Ihrigen umgeben, wie an einem blüthenreichen Rosenstock eine abbleichende Rose von grünen, von schwellenden, von halbaufgebrochenen Knospen, und andern, schon in vollblätteriger Pracht.

Nachdem Alle erfahren hatten, wer der Fremdling sei, thaten sich die Großen und Kleinen freundlich zu diesem, als wollten sie in ihm Mikons Jugendtage liebkosen und ehren. Dann lagerte man sich um den Tisch; jedem war sein Plätzchen bekannt.

Sei es die Anmuth oder Seltenheit dieses Schauspiels, es wirkte sichtbar auf das Gemüth des Kriegsmannes. Sein Antlitz leuchtete vom Vergnügen, und zuweilen sah man seine Augen mitten im Lächeln von einer Thräne feucht werden.

„Ja, Mikon, mein alter Freund!“ sprach Karkinos: „ich glaube, einen glücklichern, als dich, trägt Sizilien nicht. Aber dein Leben in der Nähe des unruhigen Syrakus scheint mir gewagt, wie eine Hütte, die man zum Schlund des dampfenden Aetna baut. Hast du nie von Agathokles gehört, dem Fürsten von Syrakus? Fürchtest du nicht seine gefährliche Nachbarschaft?

Mikon antwortete: „Schon die Korinther haben mich warnen wollen; aber ich höre von Agathokles, er sei eben so weise, als strenge. Ich zittere vor ihm nicht. Er, wie ich, sind in eines Verhängnisses Gewalt. Wir fürchten die Götter, darum tragen wir vor den Sterblichen keine Scheu.“

„Aber schmerzt dich nicht, daß Agathokles die Freiheit des Volks unterdrückt und sich zum Gewaltherrn der Syrakuser, die Syrakuser zu Sklaven gemacht hat?“

„Ich glaube kaum, daß er's gethan, Karkinos, wohl aber, daß ihn die Syrakuser zum Herrn über sich gesetzt haben. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, er kann kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Die Völker in niederträchtiger Feigheit sind es, welche den Tyrannen erst schaffen; der Tyrann macht kein freisinniges Volk knechtisch.“

Einer von Mikons Söhnen sagte: „Unsere Abgeschiedenheit, wie unser mäßiges Vermögen kann den Neid eines Agathokles so wenig, als seinen Argwohn reizen.“

Ein anderer der Söhne fügte hinzu: „Und nicht das Land, wo man wohnt, bringt Glück in das Herz der Menschen: sondern der Mensch bringt Glück in das Land. Wohin wir auch gehen, überall wölbt sich ein Himmel über uns, reich an Segen, wie an Blitzen.“

„Wahrlich! rief Karkinos: könnte Agathokles neidisch sein, so wäre euer Glück das würdigste, nach welchem er geizen müßte. Aber sein Neid könnt' es weder zerstören noch gewinnen.“

Noch sprachen die alten Jugendgespielen viel von ihren Knabenzeiten. Die Greise verjüngten sich in ihren Erinnerungen. Mikon brachte manchen feinen Zug aus seinem Lebenslauf an; aber nie konnt' er den Karkinos bewegen, auch von sich und seinen Schicksalen zu reden. Das alles sparte dieser auf für den folgenden Tag, wenn Mikon ihm den Gegenbesuch machen würde. Schon wartete sein Diener mit den Rossen manche Stunde im Vorhof. Er trennte sich, wie es schien, ungern von der glückseligen Familie des Bildhauers.

Folgendes Morgens erschien, wie verabredet worden, ein Bote des Karkinos, welcher dem greisen Mikon den Weg durch die Straßen von Syrakus zur Wohnung des Jugendfreundes zeigen sollte. Mikon bestieg ein Maulthier, und von einem Sklaven nach Gewohnheit begleitet, machte er sich auf den Weg.

Als nach einer Stunde die Thürme und Paläste der Stadt ihm schon aus der Ferne im Frühstrahl der Sonne entgegen schimmerten, kamen einige Reiter in großer Eile daher gesprengt. Ihre Tracht verrieth, daß sie nicht nur Krieger, sondern Befehlshaber im syrakusischen Heere waren. Ihre Helme, Schwerter und Dolche strahlten von Gold. Sie nannten Mikons Namen, und als sie erfuhren, der Greis auf dem Maulthier sei Mikon, der Bildhauer von Korinth, näherten sie sich ehrerbietig und sprachen: „Wir haben Befehl, dich zu Agathokles zu führen, dem Herrn von Syrakus.“

Der Greis erschrack und sagte: „Was kann den Fürsten, meinen Herrn, bewegen, mich vor sich rufen zu lassen? Doch seinem Befehl muß ich gehorchen. Führet mich zu Agathokles.“

Langsam und schweigend ritten sie zur Stadt, durch die volkreichen Straßen; Mikon nachdenkend und bekümmert, daß Karkinos auf ihn vergebens warten müsse.

Als sie zu der Burg des Agathokles gelangten, traten die Leibwachen des Fürsten, die in den Vorhöfen standen, in langen glänzenden Reihen auseinander. Ein schmetternder Trommetenruf begrüßte die Ankommenden. Prächtig gekleidete Diener hoben den Greis vom Maulthiere und unterstützten ihn sorgsam, als er die breiten Marmorstiegen hinauf ging, welche links und rechts von Jünglingen in kostbarem Waffenschmuck besetzt waren.

Mikon ward durch einen reich geschmückten Saal geführt, dessen Teppiche, dessen Wände, dessen Geräthe und Verzierungen in verschwenderischer Pracht die Herrlichkeit eines großen Fürsten verkündete, welcher über die Schätze Syrakusens gebot, die in Griechenland wie in Afrika zum allgemeinen Sprichwort geworden waren. — Ein goldgestickter, purpurner Umhang schwebte von einer Thür zurück, da man sich ihr näherte. Mikon trat in ein anderes Zimmer, welches an Schönheit und Kostbarkeit alles Vorige übertraf. Die ersten Räthe, die Feldherren und Großen des Fürsten standen schweigend und ehrfurchtsvoll in Doppelreihen zu beiden Seiten eines erhabenen, goldenen Thrones; auf dem Throne saß der Fürst von Syrakus, Agathokles, in aller Majestät seiner königlichen Würde.

Mit ehrfurchtsvollen gesenkten Blicken, doch ohne Furcht, trat der Bildhauer zum Throne. Wie er aber die

Augen aufschlug, erkannte er mit Erstaunen Karkinos auf dem Throne.

Dieser winkte den Umstehenden. Sie verließen schweigend den Saal. Agathokles stieg vom Thron herab, umarmte den bestürzten Bildhauer und sprach: „Ich konnte dich glänzender empfangen, als du mich: aber, Mikon, nicht so schön, als du mich im Kreise der Deinigen empfingst. Du zeigtest mir deinen ganzen Reichthum; ich wollte auch dir einen Theil meiner Pracht zeigen. Unsere Wege aus der Werkstatt des Töpfers waren verschieden, — sieh, hieher hat mich der meinige geführt.“

Der Bildhauer, wie er allmälig vom ersten Erstaunen genesen war, rief: „Agathokles, die Straße des Ruhms ist selten die Straße des Glücklichen! Du hast in der Welt einen großen Namen gewonnen, aber ein langes Leben verloren. Beide wandern wir noch die letzten Schritte unserer Laufbahn; unsere Augen sind vom zweiundsiebenzigjährigen Wachen müde. Sie schließen sich bald. Agathokles, mögen die Götter dich segnen, daß du schön endest.“

Der Fürst führte seinen Freund nach diesem in seine übrigen Zimmer; von da hinaus auf einen offenen Erker, von welchem herab man über den Hafen von Syrakus und das weite Meer sah. Während hier die fürstlichen Diener die köstlichsten Erfrischungen in goldenen und silbernen Geschirren auftrugen — doch Mikon, alter Gewohnheit treu, genoß nur Brod mit Honig, und frische Milch dazu — segelten aus dem Hafen zweihundert vier- und sechsrige Schiffe, alle wohlausgerüstet, ins Meer. So hatte es der König befohlen, seinem Freund zu Ehren. Die mächtige Kriegsflotte erregte sowohl durch ihre Größe, als durch die Gewandtheit und Kühnheit ihrer Bewegungen, Mikons

Bewunderung. „Mit ihr, sprach Agathokles, will ich noch diesen Sommer Afrika erschüttern, und das übermüthige Karthago demüthigen. Ein Theil davon reicht hin, den Phönizitern alle Getreidezufuhr aus Sizilien und Sardinien abzuschneiden. Syrakus soll hinfort durch mich den Ozean beherrschen.“

Nachdem Mikon seine Augen an dem großen, beweglichen Schauspiel der Flotte gesättigt hatte, führte ihn sein fürstlicher Freund abermals durch eine Reihe von Prachtzimmern an das andere Ende der hohen Königsburg. Und wie sie auf einen mit den theuersten morgenländischen Teppichen belegten und behangenen Erker hinaustraten, sahen sie ganz Syrakus unter ihren Füßen, wie es sich aus fünf an Pracht wetteifernden Städten gebildet. Es stieg Ortygia seitwärts mit ihren Palästen aus dem Meere; an der Küste steil aufwärts das Herz von Syrakus, der prächtige Akradine; daneben die Neustadt in aufblühender Schönheit, und die Straßen von Tüchä, rings um den alten Tempel Fortunens; dahinter verloren sich die Häuserreihen und Gärten Epitüchä's, der Vorstadt.

Ein ungeheures Volksgetümmel wogte um die Burg her, aus allen Straßen zu dem geräumigen Platze vor dem Palast des Agathokles. Plötzlich scholl ein kriegerischer Klang von Hörnern, Trommeten und Pfeifen. Es zog in schimmernden Ordnungen die ganze syrakusische Heermacht über den Platz an der Burg vorüber.

Der König deutete seinem Freunde auf den Anführer der ersten Schaaren. „Der Jüngling dort, sprach er, ist Archagathos, mein Enkel. Sein Vater kam in Afrika ums Leben. Er hat mehr Tapferkeit und Einsicht, als man von seinem Alter erwarten sollte. Ich habe ihm den Befehl über das Heer am Aetna gegeben. Der dort,

welcher sich auf dem ungestümen Rosse nähert, ist mein Sohn Agathokles. Den werd' ich zum Nachfolger und Erben meiner Macht ernennen. Jetzt zieht das Heer hinauf in das Lager am Aetna."

Mikon betrachtete mit stummer Bewunderung die vorüberwandelnden Kriegshaufen. So oft eine neu anrückende Schaar den Platz berührte, und den König auf dem Erker erblickte, erscholl ein donnerndes Jauchzen: „Es lebe Agathokles! Es lebe der König!" und die ungeheure Menge der Zuschauer wiederholte den Zuruf.

Nachdem der Zug vorüber war, fragte Agathokles den Bildhauer: „Hast du gehört, wie mich Syrakus liebt?"

Mikon antwortete: „O König, Zeus kann lächeln, wenn sein Adler mit den zermalmenden Donnern spielt; dir tönt das gewaltige Frohlocken der Tausende süß, wie ein kindliches Lallen. Ich aber schwindle an deiner Seite auf dieser Höhe, und bebe in allen Gliedern bei den Liebkosungen des Volks, des hunderttausendköpfigen, wankelmüthigen Ungeheuers."

„Dich schreckt nicht die Höhe, wo wir, nicht die Tiefe, wo die Syrakuser stehen, sondern das Ungewohnte, lieber Mikon!" sagte Agathokles.

„Gedenkst du nicht Dionysens," entgegnete Mikon, „der Syrakus vor dir beherrschte, und wie er durch Timoleon unterging?"

„Aber Agathokles ist kein Dionys!" erwiederte der König: „Beinahe achtundzwanzig Jahre beherrschte ich Sizilien. Wer aber sah mich je vor meinen Unterthanen zittern? Nur auf dem Thron ihr Fürst, in ihrer Mitte ihr Mitbürger, haben sie dort mich fürchten, hier mich lieben gelernt. Wenn ich zu den öffentlichen Versammlungen gehe, begleiten mich keine Trabanten. Auf meinen

Lustritten zeige ich mich einsam. Aber das ist die Kunst der Herrschaft, daß Volk und Fürst eins sein müssen, wie die vielzweigige Staude, auf deren letztem Gipfel die Blume prangt. Ich mit meiner Macht bin nur die Blüthe, welche Syrakus aus seiner Gesammtheit hervorgetrieben hat. Mein Odem ist Siziliens Leben."

"War dies vielleicht nicht einst auch Dionysens Traum?" fragte Mikon.

"Nein!" erwiederte unwillig der König: der Elende, welcher sich Bart und Haare wachsen ließ, weil er nicht ohne Grausen die Schärfe eines fremden Messers um seine Kehle spielen lassen konnte, war mit der Welt und seiner eigenen Ehre entzweit. Ich weiß gar wohl, Mikon, es gibt kein liebenswürdiges Volk; auch liebe ich das meinige nicht, als nur, insofern es nothwendig zu meiner Größe vorhanden sein muß, wie der Strauch mit Stamm und Wurzel und Zweigen für seine Frucht da ist. Aber sich selbst kann man liebenswürdig machen, wenn man klug genug ist, nichts anderes, als die Frucht und die Ehre des Volks sein zu wollen. Ich bin das!"

"Mögen die Götter deine ruhmvollen Tage, o König, noch mit vielen Jahren neuen Glanzes vermehren!" sagte der Bildhauer.

"Ich zweifle, daß die Götter dir den Gefallen thun. Mein Leben neigt sich zum Ende. Gleichviel. Mein ganzes Dasein war ein zweiundsiebenzigjähriges Possenspiel, das mich zuweilen ergötzte, noch öfter langweilte. Ich handhabte Völkerschaften, wie du den Marmor, bald mit harten Meißelschlägen, bald sanft glättend. Was haben wir endlich von unserm Treiben? Deine Bildsäulen und meine Schöpfungen werden zum Raub der Zeit. — Möchtest du

ewig unter deinen todten Bildsäulen leben, statt unter deines Gleichen? Gewiß nicht. Eben so ekelt mich das Menschengeschlecht an; denn es ist ein feiges, gemeines, schwaches Gemächt, bissig und schüchtern und zähmbar, wie ein Thier. Es ist nicht meines Gleichen. In allem Ernst, Mikon, die Götter hätten mir mehr Glück verliehen, wenn es ihnen gefallen haben würde, mir weniger Verstand zu geben, daß ich mit Andern hätte träumen und mich täuschen können. Sieh, ich habe alles gewonnen, um endlich alles zu verachten. Das Ziel war des vergossenen Schweißes nicht werth.«

»O König, sprach Mikon, dir kann keine Welt mehr genug thun, denn du hast dich selber verloren!«

Agathokles sank bei diesen Worten in Nachdenken. Nach langem Schweigen sagte er: »Es freut mich, mit dir nach einem Umweg von fünfzig Jahren wieder zusammen zu treffen. Mir ist wohl bei dir. Ich lebe wieder rückwärts in die Kinderjahre hinab. Ich werde dich von Zeit zu Zeit in deiner Einsamkeit besuchen. Da plaudern wir zwanglos. Ich bin dir die Geschichte meines Lebens schuldig. Du sollst sie hören.«

Sie verließen den Erker. Agathokles bewirthete seinen Jugendfreund mit königlicher Pracht. Als sie am Tische saßen mit allen Großen von Syrakus und den Gesandten auswärtiger Fürsten und Freistaaten, hob Agathokles einen großen goldenen Becher empor und sagte: »Ich habe mein Töpferhandwerk nicht aufgegeben, bis ich die Kunst lernte, ein Gefäß solcher Art zu bilden! Und doch ist alles Scherbenwerk, eins wie das andere!«

Der Fürst von Syrakus legte während des Schmauses alles Gepränge ab. Nichts erinnerte, daß er der König sei. Mit lustigen Schwänken und Neckereien belebte er

die Gesellschaft zur Freude und Freimüthigkeit. Er schien sich recht darnach zu sehnen, seines Gleichen um sich haben zu können. Ein lautes Gelächter rauschte gewöhnlich von allen Anwesenden seinen witzigen Einfällen nach; aber auch die Trunkenen blieben nüchtern genug, ihn selbst in seinen Scherzen zu vergöttern.

„Sieh, Mikon,“ sprach Agathokles zum Bildhauer, als dieser Abends von ihm schied, „du hast mir dein Glück, ich habe dir mein glänzendes Unglück gezeigt. Du bist reicher, als Agathokles, vielleicht warst du weiser als er. Ich sehne mich nach dem Genuß deines Umgangs.“

Wenige Tage nach diesem kam der Fürst von Syrakus, nur von einem einzigen Diener begleitet, zum Bildhauer. Es war zwischen den wieder vereinten Jugendfreunden ferner kein Unterschied des Standes. Agathokles wiederholte von Zeit zu Zeit die Besuche. Er entstahl sich gern seinen Arbeiten und Sorgen, um in Mikons Gesellschaft ganz frei und er selbst sein zu können. „Ich gleiche auf der Burg von Syrakus, an der Spitze des Heeres, in den Versammlungen des Volks einem Schauspieler,“ sagte er oft, „und mehr oder weniger muß dies jeder König sein; um so erquickender ist's, wenn ich die lästige Maske auf Augenblicke ablegen darf.“

Die Greise wandelten gern einsam mit einander. Ihre Unterhaltungen waren ernsten und hohen Inhalts, wie ihrem Alter und ihren Erfahrungen geziemte. Mikons weise Reden erhoben das oft niedergesunkene Gemüth des Fürsten. Auch soll Agathokles hier den Entschluß gefaßt haben, seine königliche Würde abzulegen, sie seinem Sohne zu übergeben, und die letzten Tage des Lebens in Ein-

samkeit und Betrachtung hinzubringen. Doch das Schicksal hat seine Wünsche nicht erfüllt.

Als sie eines Tages bei einander in einer kühlen Grotte des Thales saßen — sie war auf's zierlichste gewölbt, die Wand mit schimmernden Muschelschaalen, der Boden mit Marmor belegt und mit jeder kleinen Bequemlichkeit ausgestattet, welche dem Alter wohlthut — mahnte Mikon den König an die Geschichte seines Lebens.

Agathokles sagte: „Sie wird dich nicht minder verdrießen, als mich selbst, wenn gleich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Denn du liebst die Menschen, wie ich sie im Ganzen verachte; du kennst sie zu wenig, ich zu viel; du lebst mehr im Innern deines frommen Gemüthes, ich außer mir im Schaffen und Kämpfen; du liebst in allen Sterblichen deine Tugend und Güte, nicht die Sterblichen selbst; ich verachte sie aber, weil sie mir keine Ehrfurcht einflößten, und mich nicht finden ließen, was ich mit brennender Begier suchte.

„Mein Vater Karkinos, der aus Rhegium verbannt worden, hatte zu Thermä hier in Sizilien meine Mutter gefunden. Ich war die Frucht ihrer Liebe. Der erste Augenblick meines Lebens war zugleich Entweihung alles Heiligsten in der Natur. Mein Vater wollte mir das kaum gewonnene Leben rauben, mir unbekannt, aus welchen Ursachen. Man hat mir gesagt, wegen einiger schweren Träume, die seine Einbildungskraft beunruhigten. Daß er einigen Karthagern, die nach Delphi reisen wollten, den Auftrag gegeben, das Orakel über mich zu erforschen; daß dieses verkündet habe, ich würde dereinst großes Elend über Karthago bringen — ist ein Mährchen, dergleichen das wundersüchtige Volk gern erfindet, um sich daran zu ergötzen, wie es sich Götter aus Stein und Holz schneidet,

um sie anzubeten. — Doch Mutterliebe vereitelte des Vaters Thorheit. Die Mutter stahl mich des Nachts hinweg, wo ich ausgesetzt war, übergab mich ihrem Bruder Heraklides und nannte mich nach ihres eigenen Vaters Namen Agathokles.

„Ich mochte ungefähr sieben oder acht Jahre alt sein, kam mein Vater zu Heraklides, welcher ihn zu einem Opfer eingeladen hatte. Karkinos sah mich, gewann mich lieb, und erfuhr nun erst von meiner Mutter, daß ich sein eigener Sohn wäre. Erstaunt und freudig schloß er mich mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, ließ mich auch nicht wieder von sich. Wir zogen mit einander nach Syrakus, wo er leichter Mittel fand, durch Arbeit seiner Hände sich, meine Mutter und meinen Bruder Antander zu nähren. Er war ein armer Mann. Als Timoleon zu dieser Zeit allen, die es wünschten, das syrakusische Bürgerrecht gab, ließ Karkinos sowohl sich, als mich, in das Bürgerverzeichniß einschreiben. Sobald ich fähig war, ein Handwerk zu lernen, that er mich zu einem Töpfer in die Lehre. Er hatte mich so lieb, daß er schlechterdings wollte, ich müsse nach ihm Karkinos heißen. Dort in der kothigen Werkstätte unsers Meisters lernten wir uns kennen, Mikon. Daß du einst ein von den Griechen selbst bewunderter Bildhauer, ich Herr von Syrakus und dem größten Theil Siziliens werden sollte, ahneten wir beide nicht, als wir, bei deiner Abreise nach Korinth, einander weinend das Lebewohl wünschten.

„Da du mir fehltest, fehlte mir Alles. Mein Vater starb. Ich war schon im Begriff, mein geringes Erbe zu verkaufen, und dich wieder in Griechenland aufzusuchen, als ein Zufall alles änderte.

„Ich stand eines Tages am Tempel, um den Opfernden zuzuschauen. Damas, einer der reichsten und angesehensten Bürger von Syrakus, ging an mir vorüber, beobachtete mich lange seitwärts, und sagte zu seinem Begleiter: „Sieh den Jüngling, wie er so schön ist!“ — Meine Eitelkeit fand sich nicht wenig geschmeichelt. Ich ging gerne wieder zum Tempel, so oft es die Arbeit des Meisters gestattete, um mich bewundern zu lassen. Auch Damas fehlte nicht. Er fragte um meinen Namen und Stand. Ich nannte mich wieder, nach des Vaters Tode, Agathokles, aus Liebe zu meiner Mutter. Damas nahm mich in sein Haus, kleidete mich neu, ließ mir in allen nützlichen Wissenschaften Unterricht geben, und in kurzer Zeit ward ich sein Liebling, ohne welchen er nicht leben mochte. Er überhäufte mich mit Geschenken, zog auch meinen Bruder Antander aus der Dürftigkeit hervor, und seine verschwenderische Freigebigkeit hatte so wenig Grenzen, als seine Liebe. Da ihn Syrakus zum Feldherrn gegen die Agrigenter wählte, und einer der Obersten im Heere gestorben war, ernannte er mich an dessen Stelle über einen Schlachthaufen von tausend Mann.

„Die Freiheit Siziliens, der Ruhm von Syrakus war von nun an das Losungswort meiner Seele. Schon als Knabe habe ich Thränen des Entzückens geweint, da der Held Timoleon den Gewaltherrn Dionys und seinen freiheitsmörderischen Anhang vernichtete. Ich fühlte es, die Welt sei nicht geschaffen, das Spiel einzelner Günstlinge des Glücks zu sein, und die Völker wären nicht vorhanden, um todte Werkzeuge einiger Schlauköpfe und Tyrannen zu werden. Dafür wollte ich mein Heil und Leben fröhlich wagen.

„Dafür hatte ich mich zum Krieger gebildet, immerdar die schwersten Waffen getragen, um der Stärkste zu werden; auf dem Erdboden unter freiem Himmel geschlafen, und mein weiches Bett im Palast des Damas verachtet. Meine Waffengenossen hielten mich darum hoch, und sprach ich zum Volk, redete Keiner zuversichtlicher, Keiner kühner, als ich, weil Keiner von dem, was er für wahr und recht hielt, überzeugter und begeisterter war, als ich.

„Wie Damas starb, und seine junge Gemahlin, die einzige Erbin seines ungeheuern Reichthums, mich liebte, vermählte ich mich mit ihr. Ich ward einer der reichsten Männer von Syrakus, den ersten Geschlechtern der Stadt verwandt. Es waren mir die großen Mittel willkommen für mein großes Ziel. Denn ich hatte nicht wider die Dürftigen zu kämpfen, sondern wider die Mächtigen, daß sie nicht die Freiheit verschlängen.

„Keiner war für Syrakus gefährlicher, als der Oberfeldherr Sosistratos. Dieser Mann, der nur Gewalt und Herrschaft für Ehre hielt, war in sich selbst der ehrloseste Mensch. In den Kriegen hatte er sich auf die abscheulichste Art Goldsummen zusammengestohlen. Grundsätze besaß er nicht. Ihm waren Schuld und Unschuld gleichgültig. Nur wollte er gewinnen, er überall voranstehen, er überall gelten. Wegen seines Stolzes prunkte er mit Demuth; wegen seines unersättlichen Eigennutzes war der Name Vaterland immer das dritte Wort seiner Reden, weil er keinen Gott glaubte, opferte er in allen Tempeln.

„Ich diente unter seinem Befehl gegen die Stadt Krotona. Die Furchtbarkeit dieses Mannes verbarg sich mir nicht. Ich warnte meine Freunde. Ich sprach: dieser Sosistratos wird einen neuen Timoleon nöthig machen. Er aber bewies sich mir allezeit hold; freundlicher denn

Andern. Immer, wenn er mich sprach, war er ein gütiger Lächler, ein ewiger Händedrücker; immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen. Er suchte meine Schwächen, um mich durch sie zu unterjochen. Aber Ehre, Freiheit, Vaterland — das lag in meiner Brust; kein anderes Gefühl. Meine jugendliche, fromme Schwärmerei für das Heiligste der Menschheit, mein Streben, den großen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich zu werden, vereitelten seine Kunst.

„Zuletzt — ich weiß nicht, was ihm so unkluges Zutrauen einflößte? — ließ er mich heller in seine Entwürfe sehen. Er wollte mich zu seinem Gehilfen wählen; dabei nannte er nie sich, sondern Ehre, Freiheit, Vaterland. Wenn er am ränkevollsten war, sprach er am gutmüthigsten; wenn er Verbrechen brütete im Herzen, athmete er am meisten Tugend. Da wandte ich mich voll Unwillens von ihm. Er bereute seine Voreiligkeit, änderte seinen Gang und ließ mich seinen Haß fühlen. Was ich Großes oder Rühmliches that, wußte er zu verkleinern; Belohnungen, die mir das Volk zudachte, wußte er zu vereiteln. Dazu half ihm der kleinliche Neid meiner Waffengefährten. Denn wo es darauf ankömmt, ein Verdienst niederzureißen, sind hundert Hände bereit; einem Verdienste Gerechtigkeit zu gewähren, sind alle faul. Das ist der Kunstgriff der Tyrannei, die Selbstsucht jedes Einzelnen gegen Einzelne zu bewaffnen, damit im Hader Aller sich Alle aufreiben, bis die Elenden froh sind, von einem Einzigen endlich das Gnadenbrod zu genießen.

„Nun scheute ich mich nicht länger, in offenen Kampf zu treten. Die Freiheit von Syrakus stand in Gefahr. Sosistratos hatte sich Feldherren und Gemeine gewonnen, ihnen die bürgerliche Obrigkeit der Vaterstadt verächtlich

gemacht. Sein Wort galt mehr, als das Gesetz des Landes. „Es ziemt tapfern Männern nicht, zu vollziehen, was die daheim gebliebenen Feigen mit Rath ihrer Weiber beschließen. Ist es nicht albern, daß wir für die wunderlichen Einfälle derer bluten sollen, die nie einem Feinde das Weiße im Auge zeigten?“ So sprach man. Da machte ich mich auf. Da zeigte ich meinen Mitbürgern das Ziel des Sosistratos und seinen Schlangenweg. Ich klagte ihn öffenlich vor dem Volke an, daß er umgehe, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Viele standen auf. Viele redeten wie ich. Der Verräther sah sich verrathen.

„Umsonst. Sosistratos hatte schon lange vor mir einem um den andern die Hand gedrückt und im Namen des Vaterlandes beschworen, meine Schritte sorgfältig zu belauern; denn ich triebe stille Meuterei; ich würbe, und trachte nach Oberbefehl des Heeres, um Herr der Stadt zu werden. Nun ich redete, glaubte das Volk, nicht daß ich es retten, sondern den Anfang zu seiner Unterjochung machen wollte. Ich ward verlacht, beschimpft, ausgestoßen, vertrieben, geächtet; jeder so, der geredet hatte, wie ich. Mit Noth retteten wir unser Leben in die bruttischen Berge.

„Nach wenigen Wochen ward Sosistratos der Alleingewaltige von Syrakus; und der Pöbel, der mich verfolgt hatte, weil er gefürchtet, ich strebe nach Tyrannei, kroch nun demuthsvoll zu den Füßen seines Herrn, vergötterte ihn, und fluchte mir, daß ich es einst gewagt, gegen die Plane des Sosistratos zu reden.

„Mikon, damals weinte ich Thränen der Wuth, und ich verachtete ein Geschlecht, welches keines andern Looses fähig sein wollte. Dennoch siegte der Glaube wieder an das Bessere im menschlichen Herzen ob. Ich nannte, was in Syrakus geschah, nur Verwirrung, Furcht und Ueber-

raschung, des Schreckens. Ich beschloß, der Timoleon meines Vaterlandes zu werden, in welchem Sosistratos seinen Herrscherstuhl schlau genug damit befestigte, daß er aus sechshundert der reichsten Bürger einen selbstherrlichen gewaltigen, hohen Rath bildete, erblich in Ehren, Aemtern, Würden und Macht.

„Aus Armuth trat ich eine Zeit lang in Tarent als Söldner in Dienst. Bald darauf zog ich alle Landesverwiesene aus Italien an mich; daraus machte ich eine verzweifelte Kriegsschaar. Wo Sosistratos Krieg führte, stand ich mit meinen Tapfern an der Spitze seiner Feinde. Mit seinem Glück im Felde aber wankte auch die Anhänglichkeit des Volks. Er ward geschlagen. Da ließ ihn das Heer im Stich; da verriethen ihn seine Freunde; da trieben die Syrakuser seine sechshundert Geschöpfe aus der Stadt, und die Freiheit ward wieder ausgerufen. Auch ich, sammt allen von Sosistratos Verbannten, kam wieder in's Vaterland zurück.

„Ich kam mit Entzücken. Denn noch erquickte mich, zu glauben, edler Geist der Freiheit, unzerstörbares Gefühl des Rechts habe das Volk begeistert. Ach, ich bemerkte meine Täuschung nur zu bald. Nein, mit eben der Niederträchtigkeit war Sosistratos vertrieben und gestürzt, wie man ihn vorher gehoben und vergöttert hatte. Daß er nicht glücklich gewesen, das war sein Verbrechen geworden. Aus Feigheit hatten ihn seine Getreuesten verlassen und verrathen. Bloß in Hoffnung, die Stelle des Gestürzten zu erklettern, hatten Andere gegen ihn geschrien. Man verwünschte das Andenken des Sosistratos, verkleinerte selbst seine Thaten, schilderte ihn abscheulicher, als er war, ohne zu empfinden, daß das Volk damit zugleich seinen eigenen Ruhm verdunkle.

„Dennoch hielt ich Oftbetrogener noch fest an meinem Glauben. Zwar mußte ich mir selbst gestehen, die Mehrheit dieses Volkes sei weder fähig noch werth, sich selbst zu beherrschen. Doch aber zählte ich auf die kleine Zahl der Edeln. Durch freie, zweckmäßige Verfassung, dachte ich, werde die Menge zur Freiheit erzogen werden können. In Fesseln wird der Sklav nie Hochsinn und Gemüthskraft lernen.

„Sosistratos mit den Vertriebenen bereitete uns indessen Krieg auf Tod und Leben. Karthago, welches immer nach dem Besitz Siziliens dürstete, war sogleich bereit, ihm Beistand von Afrika her zu geben. Anstrengung und Noth, dachte ich, entwickelt Kraft. Ein Volk, welches für eine Freiheit kämpft, die ihm noch gleichgültig ist, wird endlich das lieb gewinnen, wofür es sein bestes Blut geopfert hat. Mich freute dieser Krieg. Ich diente in demselben bald als Befehlshaber, bald als Gemeiner. Nicht die Stelle, sondern der Mensch soll im Freistaate gelten; der geringste Bürger achtbar sein, wie der vornehmste. Der Mann muß sein Amt verherrlichen, nicht das Amt den Mann.

„Mein Gedanke war nur der Tod des Tyrannen. Ich sehnte mich, ein zweiter Timoleon zu werden. Süß schien mir's, für Freiheit und Rettung Syrakusens sterben zu können. Sosistratos war nach Sizilien gekommen. Mit karthagischen Hilfsvölkern lag er in der Stadt Gela. Dahin brach ich auf mit meiner Schaar. Eines Nachts gelang es, unbemerkt in die von ihm besetzte Stadt einzudringen — mein Ruf war Sosistratos! Er kam, aber mit Uebermacht und wohl vorbereitet. In meinem eigenen Heere lebten die Verräther meines Entwurfs; Elende, welche aus Feigheit immer heimlich denen dienen, wider welche sie öffentlich

streiten müssen, damit sie auf jeden Fall, es siege wer wolle, gewinnen und nichts fürchten müssen. Mein Haufe ward übermannt. Nur eine enge Pforte in der Stadtmauer blieb zum Rückzug. Wir sahen unvermeidlichen Untergang. Schon hatte ich selbst sieben Wunden empfangen. Ich stritt unter den Letzten, um den Rückzug der Andern zu decken. Meine Kräfte fingen an zu weichen. Da rettete mich eine List. Ich befahl zwei Trommetern, sich auf beide entgegengesetzten Seiten der Mauern zu begeben und Lärmen zu blasen. Es geschah. Die Feinde, durch Finsterniß und Lärmen getäuscht, wähnten, es seien andere Haufen des syrakusischen Heeres in die Stadt gedrungen, vertheilten sich schnell und zogen in aller Eile nach den Gegenden, von wannen der Schall gehört war. So brachte ich die Meinigen in Sicherheit, da alle schon an ihrer Rettung verzweifelten.

„Aber dieser unbedeutende Sieg des Sosistratos war hinlänglich, ihn in den Augen der Furchtsamen wieder zu erheben. Man fing an, ehrfurchtsvoller von ihm zu reden, ihn wieder zu bewundern. Selbst der Korinther Akestorides, welchem Syrakus den obersten Befehl des Heeres anvertraut hatte, ward von der allgemeinen Furcht besiegt; sprach schon davon, man müsse einmal dem Blutvergießen Ende machen, Versöhnung stiften, mit Sosistratos in Unterhandlung treten. Alle bemäntelten ihre Feigheit mit dem Namen der Friedensliebe, der Sehnsucht nach öffentlicher Ruhe.

„Noch einmal stand ich auf. Ich suchte noch einmal das Volk für sein Heiligthum zu entflammen. Ich schalt öffentlich den Akestorides. „Habt ihr dafür die Kosten des Krieges so lange, so heldenmüthig getragen,“ rief ich, „habt ihr dafür die tapfersten eurer Söhne in Kampf und

Tod hinaus geschickt, und die Bewunderung Italiens und Griechenlands gewonnen, um endlich euern unversöhnlichsten Feinden, den stolzen Karthagern, aus euern blutig erworbenen Siegeskränzen eine Triumphkrone zu flechten, und den alten Herrn in Demuth aus ihren Händen wieder anzunehmen; ihn, den ihr einst im Gefühl euers Werthes ausstießet? Pfui der Schande! Wer möchte, könntet ihr so tief sinken, in der Welt ein Syrakuser heißen?"

"Es ging mir, lieber Mikon, wie jedem hochsinnigen Feuerkopf, der die Leute behandelt, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. Was that ich Thor? Ich sprach zu den Todten, die mich nicht mehr verstanden, und beleidigte die Lebenden. Akestorides und alle Großen hörten in meinem Lobe der Tugend, des Muthes, der Freiheit nur Anklagen ihrer eigenen Schande, ihrer Feigheit, ihres knechtischen Herzens. Ich ward als Ruhestörer gescholten, als Parteimann. Es ward Rede, mich hinrichten zu lassen. Doch fürchtete Akestorides, ich möchte noch Freunde im Volk und unter den Kriegern haben. Darum befahl er mir, die Stadt zu verlassen. Ich gehorchte. Aber dem Heimtückischen traute ich nicht. Einem meiner Diener übergab ich mein Roß, meine Kleider, meine Waffen; ich dagegen legte die seinigen an. So entrann ich auf unwegsamen Pfaden ins Gebirg. Folgendes Tags hörte ich, der Diener, welcher meine Gestalt angenommen, sei meuchelmörderisch in der Nacht umgebracht worden. Bald nachher, Syrakus habe den Sosistratos wieder aufgenommen, und von dem herrschsüchtigen Karthago ehrlosen Frieden empfangen.

„Diese Botschaften zerrissen das alte Blendwerk meiner Urbilder von Menschenwerth, Volkstugend und Freiheit. Viele Jahre hatte ich verschwendet, viele Wunden dafür getragen. Ich genas von meinem Rausche.

„In zerrissenen Kleidern, ausgestoßen und verlassen lag ich, einem Bettler gleich, am Fuße des Aetna und überdachte mein Schicksal und die Schande von Syrakus. War ich nicht der Thor, der sich in die Schöne seines Traums verliebt hatte? Wofür hatte ich gelebt und gerungen und geduldet? — Zu meinen Füßen kroch ein Käfer am Felsen. Ein kleiner Vogel hüpfte vom Zweig nieder und verzehrte den Käfer. Indem er fröhlich zwitscherte, schoß ein Raubvogel aus der Höhe herab und zerriß zu meinen Füßen den Mörder des Käfers.

„Das ist's, was die Natur will! rief ich: kein Gleichgewicht, sondern ein Kämpfen der Kräfte; die stärkste soll herrschen!

„Ich sprang auf. Ach, die Entsagung meiner jugendlichen Hoffnungen kostete mir einen schweren innern Streit. Doch beschlossen war's, mich nicht länger selbst zu täuschen. Ich verachtete das Menschengeschlecht, welches nicht reif ist zur Höhe seiner Würde. Es will gemeistert, es will erzogen sein; es ist keiner Freiheit und keiner Ehrfurcht für diesen großen Gedanken fähig. So seid denn Knechte, wenn ihr Knechtschaft wollet; ich kann aber nicht euer Mitsklav, ich will frei sein. Und nur wer herrscht, ist der Freie bei euch. So will ich Schlachtordnung und Zweck ändern. Agathokles soll euer Herr werden, weil ihr ihn nicht zum Mitbürger verlanget. Das Spiel, welches mir so viel Schmerzen machte, soll anfangen, mich zu belustigen. Versuchen wir's, wer von uns der Stärkste ist,

ob Agathokles oder das vielköpfige Syrakus mit seinem Sosistratos?

„So dachte ich. Nun sammelte ich alle Vertriebene von Syrakus, alle, die vor Sosistratos flohen, im Innern von Sizilien um mich, und machte Syrakusern wie Karthagern den Krieg. Das Glück trat zu mir. Bald war mein Heer gewaltiger, als das Heer der Stadt; bald brachte ich die sizilischen Städte, welche den Karthagern gehörten, oder selbstständig sein wollten, unter meinen Befehl, oder in meinen Bund. Kaum bemerkten die Syrakuser mein Glück, kaum die Karthager den Schaden, welchen ich ihren Besitzungen stiftete, als man mit mir unterhandelte. Sosistratos, weil er nicht siegen konnte, mußte aus Furcht vor seinem treulosen Volke die Stadt meiden; ich aber ward hineingerufen. Die Bürgerschaft führte mich sogleich in den Tempel der Ceres. Da mußte ich schwören, nie etwas wider die Majestät des selbstherrlichen Volkes zu unternehmen.

„Ich schwor, die Gleichheit der Rechte aller Bürger zu handhaben; aber schwor, wie man eine Unmöglichkeit beschwört. Ein Freistaat kann nur in Wahrheit bestehen, so lange unter allen Bürgern der Wohlstand nicht allzu ungleich ist. In dem Augenblick, da der Reichthum in den Händen weniger Einwohner, und die Mehrheit des Volkes arm ist, trachten jene, zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel, nach Gewalt, und dieser wird zu allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heut denen zu, die bestechen können, morgen denen, die nichts haben und mit mehrern Kehlen lärmen. So stand es in Syrakus. Die ganze Stadt fand sich in Parteien zerrissen. Ich schmeichelte allen, hielt zu keiner. Dadurch gewann ich das Ansehen

des Unparteiischen. Jede Verbindung warb um mich, daß ich sie vergrößere, ihr Werkzeug werde. Ich gab Hoffnung, dafür zahlte man Vertrauen. Man ernannte mich einmüthig zum Feldherrn der Stadt und zum Beschützer des Friedens.

„Nicht das Geld der Reichen konnte mir nützen, aber die Menge der Unbegüterten. Ich machte mich zum Manne des großen Haufens. Dadurch gewann ich die stärkste Partei zu meinem Golde. Nun ward ich von den Reichen gehaßt; aber ich fürchtete sie nicht mehr. Sie trachteten mir nach dem Leben. Ich beschloß, mit einem Gewaltstreich die Mächtigen zu zerschmettern.

„Der Aufruhr des Städtchens Erbita ward mir willkommener Vorwand, ein Heer zu versammeln. Ich rief dazu die ärmsten Bürger; jeden, der nichts zu verlieren hatte; Leute aus benachbarten Orten, die mit der bisherigen Herrschaft von Syrakus unzufrieden gewesen waren; Menschen, die mit dem bisherigen Rath der Sechshundert unzufrieden, oder als geplagte Schuldner der Vornehmen lebten, und sich unter jeder Bedingung gern vom Bezahlen frei gemacht hätten.

„Als zur Ausführung meines Entwurfs alles bereit war, zögerte ich keine Stunde länger. Bei Timoleons Grabmal befahl ich, die Versammlung meines Kriegsvolks mit Tagesanbruch zu halten. Bei Timoleons Grabmal! O wie glühte ich sonst im Entzücken beim Namen dieses Freiheitshelden! Ich war Schwärmer gewesen, wie er, für ein Bild, das sich nie verwirklichen läßt. Timoleon hatte den Dionys gestürzt, und doch nur andern Tyrannen zur Nachfolge Bahn gebrochen. Ich war meinen Irrthümern eine Genugthuung, meinen vieljährigen Mühen und Leiden ein Versöhnungsopfer schuldig. Darum, über Timoleons

Asche, und nirgends anders, sollte der Grund zu meiner Alleinherrschaft in Sizilien gelegt werden.

„Das Heer stand in der Morgendämmerung versammelt. Auch die Oberhäupter von der Partei des hohen Rathes, Dekles und Pisarchos, hatte ich eingeladen, als hätte ich mit ihnen Abreden zu nehmen. Sie kamen, begleitet von vierzig ihrer wohlbewaffneten Anhänger. Desto besser! Ihre Begleitung gab mir Stoff zur Klage. Und ich klagte sie an, daß sie mir nach dem Leben trachteten. Meine Krieger geriethen in Wuth. Ich besänftigte sie. Meine Klage scholl lauter. Ich richtete sie gegen den hohen Rath der Sechshundert, der mich hasse, weil ich das Volk gegen ihre Gewaltthaten schütze; mich hasse, weil in ihren Augen Liebe des Volks Verbrechen sei; mich hasse, weil ich der Freund der Armen sei, denen ich Schutz und Hilfe gegen hartherzige Gläubiger, gegen hochmüthige Geldverprasser, gegen unmenschliche Wucherer verliehen hätte. „Fürwahr," rief ich, „Syrakus kann nicht gedeihen, so lange dieser innere Krieg des Uebermuths und der Bürgernoth dauert. Es ist ein stiller, aber heftiger und alles Leben zerstörender Krieg. Er muß geendet sein. Er kann nur mit dem Untergang einer Partei enden. Entweder müssen die Reichen verschwinden, oder wir müssen ohne Murren ihre Knechte werden, weil sie Geld haben, eben das Geld, welches sie von uns erpressen."

„Ich hatte noch nicht geendet, als mich wildes Geschrei der Versammlung unterbrach. Der Tod ward über Dekles und Pisarchos, und Plünderung der herrschenden, reichen Geschlechter ausgerufen. „Führe uns nach Syrakus!" schrie mir das Heer zu. Ich befahl den Trommetern, Lärm zu blasen. Pisarchos, Dekles und ihre Begleiter wurden niedergehauen. Alles zog beutelustig nach Syrakus.

Das Gesindel verbreitete sich durch die Straßen und in die Häuser der Vornehmen. Mord und Raub aller Orten. Ich sah mit Schaudern, welcher viehischen Wildheit entzügelter Pöbel fähig ist. Bei viertausend Menschen verloren an diesem Tage das Leben; bei sechstausend flüchteten und entrannen mühsam dem Blutbade in die benachbarten Städte. Ich bemühte mich umsonst, den folgenden Tag Ordnung herzustellen. Noch blieb mancher Schuldbrief zu vernichten, manche Rache zu sättigen. Erst am dritten Tage schien die Raserei an Kräften erschöpft zu sein.

„Da versammelte sich das Volk. „Statt eines Tyrannen, den Timoleon vertrieb, hattet ihr sechshundert bekommen!“ sprach ich, „nun ist Syrakus von ihnen gereinigt. Ihr seid frei. Ich habe den Willen meines Heeres vollzogen. Ich bin froh, dies Geschäft gethan zu sehen. Jetzt, Syrakuser, genießet eure Unabhängigkeit. Auch ich trete von meiner Stelle ab, in den Stand des gemeinen Bürgers zurück. Ich will eures Gleichen bleiben!“ Mit diesen Worten legte ich mein Feldherrnkleid ab, warf den Mantel um, und wollte mich entfernen.

„Erst herrschte die dumpfe Stille des Erstaunens, dann — ich sah es voraus — erhob sich lautes Geschrei, ich dürfe sie nicht verlassen. Ich müsse ihr Feldherr bleiben. Je länger ich mich weigerte, je höher stieg die Angst aller, die an Mord und Beraubung der Wohlhabenden Theil genommen hatten. Sie zitterten vor Umschwung der Dinge, vor dem Tag der Rache. „Warum wollet ihr mich, sprach ich, aus Dankbarkeit zum Opfer wählen? Muß ich nicht, laut herkömmlicher Ordnung, die Feldherrnwürde mit einem Andern theilen? Bin ich nicht laut Gesetz für die Fehler eines Amtsgenossen verantwortlich? Wird man nicht gern Gelegenheit suchen, was ein Anderer sündigt, schwer an

mir zu rächen? Nimmermehr gebe ich mich in diese Gefahr." — Da erhob alles Volk die Stimme, übertrug mir die Feldherrnwürde einzig, und mit unbeschränkter Gewalt. — So wollte ich's. So sollte es kommen. Nun gab ich den Bittenden nach; zugleich erklärte ich, als ersten Gebrauch meiner Gewalt: alle Schulden sollten aufgehoben, und den Armen Ländereien geschenkt werden. Denn bei allzugroßer Ungleichheit des Vermögens könne keine Freiheit des Volks bestehen, und nur diese fest zu begründen, sei meines Lebens große Aufgabe. Alles jauchzte Beifall. Die blinde Menge lief frohlockend in mein Garn. Denn bei Vertheilung der Ländereien und Aufhebung der Schulden fand in Zukunft das Volk keine Sicherheit des Besitzes, als in Aufrechthaltung meiner Gewalt. Und wie diese Maßregel von der einen Seite die Mittel der Reichen schwächte, die Noth des großen Haufens minderte, um so sicherer war ich vor Gewalt, und Nebenbuhlerei der Vornehmen, wie vor Bestechlichkeit, Verzweiflung und Aufruhrlust des Pöbels.

"In der That fesselte ich damit Syrakus unauflöslich. Nun stellte ich die öffentliche Ordnung her, und ließ die Wohlthat der Alleinherrschaft neben dem Scheine der Freiheit fühlen. Jeder hatte freien Zutritt zu mir. Ich trug kein Diadem, hielt keine Leibwachen. Das ganze Volk war durch seine Stellung genöthigt, mein Leben, wie meine Herrschaft zu bewachen. Daß ich keine Furcht zeigte, flößte Andern Furcht ein. Selbst die, welche mich anfangs hassen mochten, empfanden den Vorzug des festen, ruhigen Zustandes von Syrakus vor jenem schwankenden Dasein in vergangenen Tagen. Die öffentliche Achtung und Dankbarkeit verwischte bald das Andenken der Zeit, da ich meine Herrschaft gründete. Ich allein war frei, das

Volk unterthan; so waren wir beide, was wir sein sollten und mußten, und daher zufrieden.

„Nun trieb ich meine Versuche weiter. Sobald ich die Einkünfte des Staats auf unlästige Weise geordnet, Waffen und Kriegsbedürfnisse herbeigeschafft hatte in Menge, die Zahl der vorhandenen Galeeren vermehrt sah, unterwarf ich mir die meisten Städte Siziliens, die entweder einmal zu Syrakus gehört hatten, oder mir in ihrer Unabhängigkeit gefährlich schienen.“

„Nun habe ich dir, Mikon, den wichtigern Theil von der Geschichte meines Lebens erzählt. Denn wahrlich wird es dich wenig reizen, von meinen Belagerungen, Schlachten, abwechselnden Niederlagen und Siegen zu hören. Die Erinnerung davon kann mich weder erfreuen, noch betrüben. Es wird nicht an Geschichtschreibern fehlen, welche die Nachwelt von meinen Thaten unterhalten, und meine kriegerischen Unternehmungen beschreiben werden. Der große Haufen liebt dergleichen. Dem Pöbel ist ein Feldherr, welcher weite Länder verheert, merkwürdiger, als ein Gesetzgeber, der ein Volk aus dem Schlamm erhebt, oder ein Erfinder, welcher durch seine Arbeiten die Summe des Lebensglückes vermehrt, oder ein Weiser, der die Geheimnisse der Natur entschleiert und die Räthsel unsers Geistes löset. Eben dies beurkundet im Allgemeinen die Verächtlichkeit der Menschen, ihre thierische Versunkenheit, und lehrt, wie sie behandelt sein müssen. Ich gestehe, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Herrschsucht in den ewigen Krieg lockten; denn was liegt mir am Lobe derer, die ich selbst verachte? Sondern Langeweile in mir selbst, eine unüberwindliche Lust zur Beschäftigung der in mir

wohnenden Kräfte, auch Neugier, wie weit ich's treiben könne und was die Frucht eines Wagstücks sein werde, führten mich von einer Unternehmung zur andern. Ich schätze meine gefährlichsten Feinde, die Karthager, bei weitem höher, als alle meine erbärmlichen Freunde und Bundesgenossen, die im Staube kriechen, und sich jedem meiner Einfälle demuthsvoll unterziehen. Denn die Karthager mit ihrer Macht, mit ihrer folgerechten Beharrlichkeit, mit ihrer Klugheit gaben mir doch etwas, meine Kraft zu üben; waren doch im Stande, mir den Genuß von Hoffnungen oder Furcht, von Freude oder Schrecken zu verschaffen oder große Leidenschaften in Bewegung zu setzen, ohne welche meine Seele dem stehenden Wasser eines faulen Sumpfes gleich geworden wäre.

„Lange und mit wechselndem Glücke machten mir die Karthager die Oberherrschaft in Sizilien streitig. Als ich in dieser gesichert stand, was blieb mir zu thun übrig? Ich entwarf den Plan, jenseits des Meeres die stolze Beherrscherin des Ozeans selbst anzugreifen. Ein Wagstück. Um so anziehender für mich. Die karthagischen Flotten hielten Sizilien umlagert, selbst den Hafen von Syrakus gesperrt. Wie nun, ohne Kriegsschiffe, ohne geübte Ruderer die vortrefflichsten Seeleute der Welt verhindern, daß sie mir eine Landung in Afrika unmöglich machten? Wie meine Syrakuser zu dem Schritt bewegen, jenseits des Weltmeeres zu kämpfen. — — Die Aufgabe war reizend. Und wenn ich dir erzähle, wie ich sie gelöset habe, so beweise ich dir schon damit, wie man Menschen zu Allem treiben kann; wenn man ihre Schwächen zu fassen versteht. Mit dem Gebiß und Zaum bändigt und zähmt man das wildeste Roß; mit Benutzung der gemeinsten Leidenschaften, der herrschenden Vorurtheile und abergläubigen Vorstellungen

führt man die halsstarrigsten Völker, wohin man will, gleich Bestien am Nasenring.

„Sobald ich zur Landung in Afrika alles vorbereitet hatte — doch niemand, außer mir selbst, wußte von dem Vorhaben — bestellte ich meinen Bruder Antander zum Befehlshaber in der Stadt, gab ihm hinreichende Besatzung und wählte den Kern des Kriegsvolks zu dem großen Abenteuer aus. Das Fußvolk ließ ich in aller Stille einschiffen mit seinen Waffen; die Reiterei desgleichen, doch ohne Pferde, aber mit dem nöthigen Reitzeug. Pferde wollte ich mir erst in Afrika erobern. Um in meiner Abwesenheit der Treue von Syrakus gewisser zu sein, nahm ich von jeder Familie Söhne und Brüder ins Heer auf. Aus Liebe und Furcht für diese konnten die Zurückbleibenden nichts Gefährliches gegen mich anzetteln.

„Mit sechszig Frachtschiffen erwartete ich einen bequemen Augenblick zur Abfahrt. Die Karthager sperrten mit überlegener Seemacht die Mündung des Hafens. Es verfloß mancher Tag. Endlich, da einige Lastschiffe in der Ferne auf dem Meere erschienen, die mit Lebensmitteln nach Syrakus segeln wollten, machten sich die Karthager auf, jene zu fangen. Sobald die Ausfahrt nur eine Stunde lang offen war, schiffte ich mit der größten Anstrengung der Ruderer in die weite See hinaus. Da die Feinde meine ganze Flotte erblickten, glaubten sie, ich wollte den Kauffahrteischiffen beistehen, und rüsteten sich zum Treffen. Ich freute mich ihrer Täuschung, und segelte an ihnen vorbei. Sie setzten mir zu spät nach. Die Lastschiffe, von ihnen befreit, fuhren ungehemmt nach Syrakus.

„Nach einer Fahrt von sechs Tagen und Nächten sahen wir mit dem Morgenroth vor uns die Küste von Afrika, aber noch hinter uns die ganze karthagische Flotte. Noch

wußte auf meinen Schiffen Niemand, wohin ich eigentlich wollte. Viele vermutheten, meine Absicht sei nach Italien, und ich mache Umwege, um die Feinde zu täuschen. Jetzt rief ich und zeigte auf die Küste: „Dort, ihr Syrakuser, ist unser Ziel und das Ende unserer Fahrt!“ Der Feind, in der Hoffnung, unsere ganze Seemacht zu erobern, verdoppelte seine Anstrengung, uns zu erreichen. Die Syrakuser aber ruderten mit Kräften, das Land zu gewinnen, um dem Tod im Meer oder der Sklaverei zu entfliehen. Ein Ruderer schrie dem andern Muth zu. So, wetteifernd beide Flotten, kamen wir an's Ufer. Die Karthager, da sie uns geborgen und an Kriegsvolk überlegen sahen, kehrten zurück und legten sich in einiger Entfernung vor Anker. Ich aber ließ alles ausschiffen, die Schiffe an's Gestade ziehen, und das Lager mit einem Wall umgeben.

„Damit Verzweiflung bewirke, was Begeisterung nicht vermöge, brachte ich den Göttinnen Ceres und Proserpina ein Opfer; dann ward das Heer versammelt. Im Priestergewande und einen Kranz auf dem Haupt, trat ich in den horchenden Kreis. „Syrakuser!“ sprach ich: „Das Ceresfest wird mit Fackeln gefeiert, zum Gedächtniß, wie Ceres, als sie die geraubte Proserpina in der Unterwelt zu suchen ging, an den Flammen des Aetna ihre Fackeln anzündete. Syrakuser, als wir von den Karthagern verfolgt wurden, that ich den Schutzgöttinnen Siziliens das Gelübde, unsere Schiffe nach glücklicher Rettung in brennende Fackeln zu verwandeln. Wir sind gerettet. Dankbarkeit erfordert Erfüllung des Gelübdes. So mögen unsere Schiffe auflodern. Ich verheiße euch den Besitz einer schönern und zahlreichern Flotte. Denn die Göttinnen haben mir beim Opfer Sieg und Glück dieses ganzen Feldzugs verkündet!“

„So sprach ich. Ein Diener überreichte mir eine Fackel; jeder Schiffshauptmann empfing eine. Ich trat auf das Hintertheil des Schiffes, das mich getragen; jeder der Befehlshaber that wie ich. Die Trommeten wurden geblasen. Das ganze Heer erhob ein Feldgeschrei. Alle Schiffe loderten im Feuer auf, während das Heer betete. Nun war keine andere Aussicht, als obzusiegen oder umzukommen. So wollte ich's. Und unverzüglich brach ich mit gesammter Kriegsmacht gegen die karthagische Stadt Megalopolis auf. Die Syrakuser waren niedergeschlagen und düster. Sie betrachteten sich als Verlorne.

„Wie sie aber landeinwärts rückten, und nun den reich gebauten Boden erblickten, von allerlei Pflanzungen und Gärten, vielen Bächen und Wasserleitungen verschönert, richtete sich ihr Muth von neuem auf. Links und rechts schimmerten Landhäuser, die vom Reichthum der Eigenthümer zeugten. Dörfer und Höfe hatten Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art. Auf beiden Seiten des Weges weideten in den Ebenen große Heerden von Rindern, Schafen und Pferden. Ueberall sah man das Land mit Oelbäumen, Weinstöcken und Fruchtbäumen verschiedener Gattung bepflanzt. Alles verkündete eine Fülle, einen Wohlstand, eine Glückseligkeit, welche den Kriegern den schönsten Lohn des Sieges verhieß.

„Megalopolis, wie die Stadt Tunes, keines Feindes gewärtig, nahm ich mit Sturm und gab sie meinen Soldaten preis. Karthago war voll Schreckens. Ohne die Kriegsschaaren der Landschaft und der Verbündeten abzuwarten, rückten mir die Feinde entgegen. Sie stellten nur aus ihrer Hauptstadt ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und zweitausend Streitwagen in's

Feld. Ich hatte in allem kaum vierzehntausend Mann in's Feld gebracht.

„Theils vor dieser Uebermacht, theils vor der Reiterei und der Menge der Wagen erschrack mein Volk. Ich aber sprach Muth ein, und ließ, als das Heer schlief, eines Morgens viele Eulen im Lager ausfliegen. Diese flatterten über die Schaaren umher, und setzten sich auf Schilde und Helme der Krieger. Das gab diesen Muth. Denn da sie mit Verwunderung die Vögel Minervens erblickten, zweifelten sie keinen Augenblick länger am Beistand der Götter. So wenig bedarf's, ein Volk zu leiten. Sie nahmen die Erscheinung der Eulen als Vorbedeutung des Glücks; ich befahl Angriff; die Karthager wurden in blutiger Schlacht geschlagen. Ich ließ zwei Schiffe von dreißig Rudern bauen, bemannen und mit der Siegesbotschaft nach Syrakus gehen.

„Erreichte ich gleich meinen Zweck in Afrika nicht, Karthago auf immer zu lähmen, erschütterte ich doch den Muth der gewaltigen Stadt. Zweihundert afrikanische Städte eroberte oder zerstörte ich. Karthago war nach langem, verderblichem Kampf des Friedens froh. Ich kam, mit der Königswürde angethan, nach Syrakus heim.

„Doch, Mikon, ich will dich nicht mit der Geschichte des vieljährigen Krieges, meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer, meiner Feldzüge in Italien während des bruttischen Krieges ermüden. Aber ich stehe auf einer Höhe, die dir beweist, der Mensch könne, was er wolle, wenn sein Wille unveränderlich derselbe ist; wenn er nichts fürchtet, und den Tod am wenigsten; wenn er, von Vorurtheilen losgefesselt, ihnen zur rechten Zeit Huldigung bringt; wenn er, ohne Leidenschaften, die Leidenschaften der Menschen vor seinen Wagen zu spannen weiß; wenn

er in wohlberechneter Stunde tugendhaft oder lasterhaft, wahr oder falsch, treu oder meineidig, gütig oder schrecklich sein kann. Sizilien liegt zu meinen Füßen; Afrika zittert; Griechenland bewundert mich, und die Könige Asiens werben um meine Freundschaft, seit ich in den Gewässern von Corcyra die ganze Flotte Kassanders, des Königs von Mazedonien, schlug und verbrannte.

„Ich spielte mit der Welt, wie ein Gott. Ich zwang Völker und Könige, meinen Willen zu ehren. Aber ich werde alt. Meine Rolle wird bald gespielt sein. Was ich baute wird wieder einstürzen. Das macht mich mißvergnügt. Ich hatte keine Lust im Leben, als Anschauung und Bewunderung meiner eigenen Kraft. Wie ist das am Ende so wenig! Ich bin heut um nichts glückseliger, als da ich noch neben dir in der Werkstatt des armen Töpfers arbeitete. Und nun weiser Mikon, so verschieden von dieser Werkstatt hinweg unsere Lebensbahnen waren: was denkst du vom Agathokles?“

Mikon betrachtete den König mit langem Schweigen. Dann sprach er: „Agathokles, ich bewundere deine Kraft; nicht die Kraft, mit der du einen Theil der Welt umwälztest, sondern mit der du die Last deines eigenen Lebens trägst.“

„Und warum nicht auch die Kraft des Töpfers, der die königliche Gewalt von Sizilien an sich riß und mit seinem Ruhm die Welt füllte?“ fragte der Fürst.

„Weil dies nicht die Kraft des Agathokles, sondern die Macht des Verhängnisses war, welches sich deiner bediente. Du hast keinen Augenblick lang das Glück geleitet, sondern das Glück leitete dich. Du warst es nicht,

der den Pfeilen nach dir zielender Bogen gebot, dein Herz zu verfehlen, oder dem Abgrunde des Weltmeers, dein Schiff nicht zu verschlingen. Als du in Gela sieben Wunden empfingst, war es nicht deine Klugheit, welche den Schwertern befahl, um kein Haar tiefer zu schneiden, damit dein Lebensfaden unzerrissen bliebe. Die Umstände beherrschten dich. Als geschickter Schwimmer wichest du gefährlichen Klippen aus; aber daß dich die zerschmetternde Welle nicht ergriff, war nicht das Werk deiner Kraft. In Karthago geboren, oder in Griechenland, wärest du ein Anderer geworden. Du hast nichts erzwungen, was sich nicht von selbst darbot: du hast nichts zertrümmert, was nicht schon zum Einsturz bereit war. Was du aber gewaltsam bogest, bleibt nicht gebogen; es springt, sobald du die Hand davon lässest, gleich einer gekrümmten Ruthe, in die alte Lage zurück. Denn der größte König ist ein Knecht des Schicksals.«

Agathokles Antlitz verfinsterte sich. »Willst du,« sprach er, »willst du mir auch noch meinen letzten Werth rauben?«

»Ich bewundere die höhere Kraft in dir, welche dich stark macht, die Last deines Daseins zu tragen, den ungeheuern Gedanken: zweiundsiebenzig Jahre von Noth, Sorgen, Anstrengungen — für ein großes Nichts. Du hast Afrika verwüstet, es blühet wieder. Du hast dir einen königlichen Thron gebaut; er ist Holz mit Teppichen behangen. Dein Wink gebietet den Füßen und Händen von Tausenden, aber ihre Herzen schlagen frei und fluchen vielleicht. Sie sind Sklaven des Geschicks, wie du; aber alle vielleicht glücklicher, als du.«

»Und warum Mikon, warum bin ich nicht glücklich?«

»Weil du nicht zu beglücken verstandest. Du verkanntest die Menschheit, weil du dich selber verkannt hast. Du

verachtetest die Menschen, weil du dich selber nicht geachtet hast. O König, das ist die Welt, was wir selbst sind; und jeder Sterbliche ist ein Gott in seinem Kreise, wie vielleicht jeder Stern am Himmel eine Sonne in der Welt.“

„Meinst du, ich hätte besser gethan, auf Lebenszeit in jugendlichen Träumen zu schwelgen? Nein, ich trat aus diesen mit Kraft hervor, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist.“

„Wer sich selbst kennt, der kennt die Welt; kein anderer. Du hast in dir die göttlichen Urbilder des Wahren, des Schönen, des Guten. In dir solltest du sie sehen; es waren die Strahlen deines Geistes, die deine innere Sonne nach außen senden sollte. Aber du suchtest das Göttliche außer dir, und fandest — Staub. Es liegt in der engen Brust des Menschen mehr verborgen, als im ganzen sichtbaren Weltall. Draußen wühltest du im Staube, und warst dir selber fremd; und was du erhaschtest, blieb Staub. Es ist nichts Wirkliches, als das Göttliche; alles draußen ist todter Traum und fremdes Reich. Dein Wille gehört dir, und ist deine Ehre oder Schmach; deine That liegt in der Gewalt der Götter.“

Agathokles lächelte und sprach: „In wenigen Tagen werde ich Karthago's Seemacht vernichten; in wenigen Wochen ist mir Afrika zinsbar. Dann komme ich wieder zu dir, und bringe die Antwort: in wessen Gewalt die That liegt?“

Der Fürst kehrte nach Syrakus zurück.

Drei Tage nach diesem Gespräch erfuhr Mikon den Tod des Agathokles und seines Sohnes, dem er das Erbe seiner Macht bestimmt hatte. Denn Archagathos, des

Königs Enkel, welcher im Feldlager beim Aetna stand, war unwillig geworden, da er den Oberbefehl der Land- und Seemacht an den Sohn des Fürsten übergeben sollte. Er lud den jüngern Agathokles zu einem Opfer ein, veranstaltete ein prächtiges Gastmal, und tödtete ihn, da er trunken ward, in der Nacht. Zugleich hatte er den Mänon von Aegesta, den Liebling des Königs, beredet, diesen, als den Unterjocher Aegestas, mit Gift aus dem Wege zu räumen.

Als Agathokles eines Tages nach der Mahlzeit vom Tische aufstand und sich nach seiner Gewohnheit mit einer Feder die Zähne reinigen wollte, reichte ihm Mänon die Feder. Sie war an der Spitze vergiftet. Schneller Schmerz und tödtliche Fäulniß des Zahnfleisches, die immer weiter um sich griff, wurden die Folge. In kurzer Zeit verlor Agathokles die Sprache, und ward so schwach, daß er sich nicht regen konnte. Man eilte sogleich mit ihm zum Scheiterhaufen, obwohl er noch athmete, und verbrannte ihn, da ihn sein Bewußtsein noch nicht verlassen.

Nach dem Tode des Tyrannen stellten die Syrakuser alsbald ihre Volksherrschaft und Freiheit wieder her; zerstörten alle Bildsäulen, die sie dem Agathokles errichtet hatten, und erklärten seine gesammten Besitzungen dem Staate verfallen. Auch Archagathos genoß den erwarteten Lohn seiner Schandthat nicht. Denn Mänon, nach Herrschaft gelüstend, räumte auch ihn aus dem Wege. Ein Flüchtling, rettete sich zuletzt aber der Mörder selbst nach Afrika.

Mikon, als er dies alles hörte, sprach zu seinen Kindern: „Es waltet ein heiliges Schiksal. Es vergehen die Werke der Sterblichen mit ihnen; nur das Göttliche stirbt nicht. Nicht der Tod, aber das Leben kann eine Schande

sein; das aber ist die Schande: Geist und Odem gehabt und nicht gelebt zu haben. Aber unser Wille ist das Leben, nicht die That. Der Wille ist unser, die That gehört den Göttern. Weil Agathokles in seinem Wahnsinne Göttern gleichen wollte, ward er weniger, als ein Mensch. Er strebte nach dem Unmöglichen; bildete sich ein, zu haben, was ihm nicht gehörte, und verlor, was sein wahres Eigen war.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

L. D.
Zschokk

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Novellen und Dichtungen

Bd.: 3

Aarau 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7863 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263116-0